

Wie viel Heimat braucht der Mensch?



# Wie viel Heimat braucht der Mensch?

Auf der Suche nach einer Identität  
zwischen Russland und Deutschland

Ein studentischer Essaywettbewerb

Herausgegeben von  
Hartmut Koschyk und Lothar de Maizière  
im Auftrag der Deutschen Gesellschaft e. V.,  
Verein zur Förderung von politischen,  
kulturellen und sozialen Beziehungen in Europa

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung der Beauftragten  
der Bundesregierung für Kultur und Medien aufgrund eines  
Beschlusses des Deutschen Bundestages.

Umschlaggestaltung: kv, Metropol Verlag

ISBN: 978-3-86331-187-2

© 2014 Metropol Verlag

Ansbacher Str. 70 · D-10777 Berlin

[www.metropol-verlag.de](http://www.metropol-verlag.de)

Alle Rechte vorbehalten

Druck: Appel & Klinger GmbH, Schneckenlohe

## Inhalt

- 9 Vorwort
- 12 NATALJA ALTHAUSER  
Ich wohne, also bin ich
- 17 CHRISTIAN BOBSIEN  
Waldi
- 20 ALEXANDER DAVYDOV  
Die Feste feiern, wie sie fallen
- 26 MARGRET DICK  
Hier wird einem nichts geschenkt,  
auch nicht die Heimat
- 32 LÜ FOLLWARCZNY  
Warum eigentlich keine Pelmeni?  
Die Russlanddeutschen als die letzten echten  
Heimatlosen in Deutschland
- 37 ELENA FRANZ  
Meine innere Heimat
- 41 ANNA GERMAN  
Der Ort, wo ich keine Fremde bin
- 46 SIMON GOEBEL  
Weder Da- noch Dortsein  
Wie die Hegemonie des Nationalen  
eine sinnvolle Bedeutung von „Heimat“ verhindert

- 51 YULIYA GRECHUKHINA  
Borsch und Heiligabend
- 57 ALEXANDER HECHT-GLASKOV  
Ameisendilemma
- 61 KRISTINA HOLZAPFEL  
Egal, wo – etwas, das in der Zukunft liegt
- 66 MATTHIAS VAN DEN HÖFEL  
Heimat – ohne Kompromisse
- 73 NORA ISTERHELD  
Ewig fremd im eigenen Land?  
Russlanddeutsche Heimat- und Identitätswürfe  
im Wandel der Geschichte
- 79 MAGDALENA KERSTING  
„Bleiben will ich, wo ich nie gewesen bin“
- 85 ANATOLIY KOGAY  
Meine Heimat ist Usbekistan
- 89 SOFIA KOSYAKOVA  
Sich wie zu Hause fühlen
- 92 KRISTINA KROMM  
Heimat – ein vom Individuum geschaffener Raum
- 99 NATALIA LAKMAN  
Die Sprache als Heimat in der Ferne
- 104 KATHARINA MARTIN  
Einer wie alle, alle wie einer
- 110 ALBERT MOOR  
Was ist Heimat?

- 113 PETER NEUMANN  
Die Zarenkrönung der Sophie von Anhalt-Zerbst,  
das Ius sanguinis und das Ius soli  
und die unbeantwortete Frage, ob Deutschland  
ein Einwanderungsland sein soll
- 119 ELINA PENNER  
Ein Dutzend Gründe
- 125 VIKTOR PETER  
Die Heimat im Gedächtnis
- 129 OLGA SCHÖTTLE  
Heimat – Geburtsland, Herkunft  
oder Staatsangehörigkeit
- 133 DENIS WACHTEL  
Von den Träumen verlassener Orte
- 141 ANASTASSIYA ZHAKUPOVA  
Heimat sind die Menschen, die auf dich warten
- 144 RUTH-MARIA ZIEGLER  
Ogni Moskvý – Moskauer Lichter
- 150 OLGA ZOLL  
Die lange Reise einer Minderheit
- 157 ARTYOM YAYKOV  
Heimat kann man nicht kaufen
- 165 NATALIE ZIEGLER  
Grenzenlose Heimat
- 170 Die Autorinnen und Autoren
- 175 Die Deutsche Gesellschaft e. V.





## Vorwort

Die Frage, um die sich alles bei unserem Essaywettbewerb 2013 drehte, war: Wie viel Heimat braucht der Mensch? Auf der Suche nach einer Identität zwischen Russland und Deutschland. Es wurden Antworten gesucht – konkrete oder allgemeine, wissenschaftlich oder literarisch dargestellt.

150 Studierende haben sich am Wettbewerb beteiligt. Die meisten Einsendungen kamen aus Russland, Deutschland, Kasachstan, Usbekistan und der Ukraine. Einige Essays hatten einen sachlichen Duktus. Doch die Mehrheit der Studierenden entschied sich für einen persönlichen, ja sogar emotionalen Ton. Geklagt hat keiner, wohl aber wurden Geschichten aus der weniger sorglosen Vergangenheit der Russlanddeutschen erzählt. Viele berichten von ihren Arrangements mit einer Identität, die in zwei Ländern verankert ist und sich aus Elementen mehrerer Kulturkreise speist. Viele schreiben von den Konflikten zwischen den Generationen der Ein- und Auswanderer, von Liebe und Tod, von Verzweiflung und Hoffnung. Keine Geschichte gleicht der anderen. Jede ist ein Unikat. Was sie jedoch alle eint, ist der Blick nach vorn und die Versöhnung mit dem Schicksal.

Eine Reihe von Texten blickt von außen auf Rückkehrer und Einwanderer, verfasst von hauptsächlich deutschen Studenten ohne deutsch-russischen Hintergrund. Sie beschäftigen sich aus der Warte der „Sicher-Verwurzelten“ mit dem Heimatbegriff. So schreibt Christian Bobsien in seinem Essay „Waldi“: „Als ich jünger war, habe ich mir nie Gedanken über

den Begriff Heimat gemacht. Ich hatte keinen Grund dazu. Ich lebte in einem soliden System. Nie habe ich mich ernsthaft fremd oder verloren fühlen müssen. Am Gymnasium lernte ich einen Jungen kennen. Sein Name war Waldemar. Waldi war ein feiner Kerl. Er war unser ‚Russe‘. Wir meinten das nicht wertend. Seine Eltern kamen aus Russland.“

Woher kommt der eine, woher der andere? Wohin geht der eine, wohin der andere? Was sehe ich in ihm, was sehe ich in mir? Wo ist seine Heimat, wo meine? – Sich solchen Fragen in einem Essay zu nähern, hat eine experimentelle Note. Ganz gleich, ob man durch die Umstände gezwungen wurde, sich mit Heimatsuche oder Heimatverlust zu befassen, oder ob man, gänzlich unerschüttert in Herkunftsfragen, vor dem Rechner sitzt und sich aus Philosophier- oder Schreibfreude an diesem Wettbewerb beteiligt hat, Fragen zu dem, was Heimat für einen selbst bedeutet oder bedeuten könnte, hat jeder. Eine feste Definition für Heimat ist jedoch schwer zu finden. Allein die Vokabel wird in verschiedenen Sprachen ganz anders verstanden: Der deutsche Begriff „Heimat“ lässt sich kaum in eine andere Sprache übersetzen. So bleibt viel Raum, neue Wege zu beschreiten und den Heimatbegriff immer wieder anders zu fassen.

Zum selben Thema veröffentlichte die Deutsche Gesellschaft e. V. Anfang 2014 auch das Buch „Heimat. Abbruch – Aufbruch – Ankunft“ im Mitteldeutschen Verlag. Es fasst die Ergebnisse einer Konferenz zusammen, die im Oktober 2012 in Klausenburg/Cluj-Napoca (Rumänien) stattgefunden hatte. Wissenschaftler, Künstler und Schriftsteller sind damals eingeladen worden, mit besonderem Blick auf die Erfahrungen der deutschen Minderheit in Rumänien über Heimatkonzepte nachzudenken. Ihre Auskunft: Heimat ist

ein offenes und weites Feld. Der Essaywettbewerb hat uns dies einmal mehr vor Augen geführt.

Wir wünschen vorliegendem Band eine interessierte Leserschaft.

*Dr. h. c. Lothar de Maizière*  
Ministerpräsident a. D.  
Vorsitzender der Deutschen  
Gesellschaft e. V.

*Hartmut Koschyk MdB*  
Beauftragter der Bundesregierung für Aussiedlerfragen und nationale Minderheiten;  
Stellv. Vorsitzender der  
Deutschen Gesellschaft e. V.

Natalja Althaus

## Ich wohne, also bin ich

Heimat. Der moderne Mensch – alters-, geschlechts-, konfessions- und kulturunabhängig –, der nach einer Definition für diesen Begriff sucht, wird zuerst zur altbewährten google-Suchmaschine greifen. Wikipedia spuckt folgende Erläuterung aus: „Der Begriff Heimat verweist zumeist auf eine Beziehung zwischen Mensch und Raum. Im allgemeinen Sprachgebrauch wird er auf den Ort angewendet, in den ein Mensch hineingeboren wird.“ Das wirft für alle Ortlosen die fundamentale Frage auf: Was fange ich mit der Heimat an, wenn ich nicht dort lebe, wo ich geboren bin?

Ortlosigkeit ist ein modernes Phänomen. Der agile Mensch von heute zieht viel um, jettet um die Welt und ist im besten Sinne ein geistreicher, dynamischer und weltoffener Globetrotter. Insofern könnte man die These anführen, dass es ausschließlich Vorteile bietet, zwischen zwei Kulturen aufzuwachsen. Man kann sich von beidem das Vorteilhafteste herauspicken und ein facettenreiches Leben führen.

Ich will mich in meiner nächsten Umgebung umhören. Da ist Marja, 30 Jahre alt, geborene Kasachin, seit 24 Jahren in Freiburg lebend. Sie absolvierte zuerst die Hauptschule, schloss die Mittlere Reife an, begann eine Kochausbildung, die sie nach eigener Aussage knapp überlebte, und studiert seit 2011 Slawistik. Die Frage nach Heimat beantwortet sie kurz: Freiburg. Ich erwarte einen Nachklang, ein Ausschwenken, einen melancholischen Ausblick – er bleibt aus. Kasachstan

kennt sie nur aus frühesten Kindertagen, und in Russland ist sie nie gewesen. Wenn Freiburg ihre Heimat ist, argumentiere ich, fühlt sie sich also durch und durch deutsch. Mit diesem scheinbar schlichten Satz habe ich den richtigen Nerv getroffen. Was folgt, ist eine geistreiche Abhandlung über die russische Seele, die leidensfähig ist, die Melancholie liebt, die eine lebensbejahende Einstellung trotz aller Härte zelebriert – und ja, die die Freude am Feiern nie vernachlässigt.

Ich muss mich setzen. Meine urdeutsche, stoische Seele – sie ist mit- und hingerissen von so viel Leidenschaft. Da sind sie also, die klassischen Stereotypen, und man kann ganz wunderbar mit ihnen spielen.

Betrachtet man einen Artikel von Olga Rösch<sup>1</sup> aus dem Jahr 2002, in dem ein Diagramm die Eigenschaften deutscher Studenten in den Augen russischer Studenten und umgekehrt darstellt, so wird man mit allerhand Klischees konfrontiert. Die Russen werden als trink- und feierfreudig, gesellig und insgesamt als sehr gute Gastgeber wahrgenommen. Die Deutschen punkten mit Pünktlichkeit, gelten als ordnungs- und arbeitsam und sind insgesamt, leider, dann doch eher langweilig und bieder. Russischer Bär versus deutsche Arbeitsbiene. Der Gewinner ergibt sich von selbst.

Nach weiteren Unterhaltungen im osteuropäischen Bekanntenkreis gelange ich zu ähnlichen Erkenntnissen, die en gros bestätigen: In Deutschland lässt es sich aufgrund funktionaler Strukturen gut leben, es herrscht Ordnung. Praktiziert

1 Olga Rösch, Mit Stereotypen leben? Wie Deutsche und Russen sich heute sehen, in: Interkulturelle Kommunikation in Geschäftsbeziehungen zwischen Russen und Deutschen, Bd. 1, hrsg. v. Prof. Olga Rösch, Berlin 2002, S. 53–63.

wird ein ökonomisches Konzept: Der russische Ritus wird beibehalten und in ein funktionales, deutsches System integriert, das weniger durch Land und Leute bezaubert als durch schlichte Ordnung.

Sieht Integration so aus? Und was bedeutet dies für mich persönlich, die Slawistik studiert? Welche Sehnsucht verbindet ich mit Russland?

Mitgenommen habe ich von allen Gesprächen, dass der ausgeprägte Individualitätsgedanke den Russen fremd ist. Das Kollektiv, die Freunde, die Familie spielen eine enorm wichtige Rolle, und diese Tatsache wird in nahezu jedem Lebensbereich berücksichtigt. Unabhängig davon, ob ein sonn-täglicher Spaziergang unternommen wird oder am Montagmorgen die KFZ-Schilder zum Bürgeramt gebracht werden, ein Russe kommt selten allein. Fraglich bleibt, ob in diesem kollektiven Rahmen Identität etwas komplett Individuelles darstellt. Ist das die deutsche Kulturbrille, die gerne separiert und akkurat arbeitet? Die Frage scheint berechtigt, da kaum ein russischer Bürger alleine nach Deutschland auswandert. Er wird mindestens die eigene Familie, besser noch die Großfamilie mitnehmen.

Kann aber Integration im Plural überhaupt funktionieren? Und sprechen wir wirklich von Heimatlosigkeit, wenn die russische Großfamilie auswandert und nach einer Generation die Russlanddeutschen hier aufwachsen? Denn fernab der Wikipedia-Definition verbinde ich den Begriff „Heimat“ doch am ehesten mit Menschen, zu denen wir uns zugehörig fühlen und mit denen wir leben. Heimat beinhaltet weit mehr als einen Ort. Normen, Traditionen und eine Mentalität, die sich aus diesem sozialen Gefüge ergibt, sind auch gemeint. Somit verwundert es kaum, dass der Mensch lieber

in der Horde auswandert – dies trifft im Übrigen für den sich nach Sonne und Strand sehnenen deutschen Familienvater, der schon immer eine Tauchschule am Great Barrier Reef eröffnen wollte, ebenso zu. Man nimmt ein Stück Heimat in die Fremde mit. Diese Fremde lockt durch Andersartigkeit: Für den einen stehen stabile wirtschaftliche und ökonomische Strukturen im Vordergrund, für den anderen Exotik und das Versprechen auf das große Abenteuer schlechthin.

Die Startfläche in der Fremde ist also keineswegs fremd. Fremd sind die neuartigen Gegebenheiten und Strukturen. Die äußere Form verändert sich, nicht die Materie selbst. Diese Transformation setzt erst allmählich ein und auch nur, wenn die betreffenden Personen ihre Kultur an der neuen erproben, sich dahingehend öffnen und Begegnungen in der Fremde nicht scheuen. Was dann entstehen kann, ist im Idealfall ein Dialog. Dieser Austausch ermöglicht das Fundament für Integration. Diese Integration entsteht, baut sich langsam auf, etabliert sich über mehrere Generationen hinweg. Ist der erste Schritt, der kleine Zeh erstmal in der Tür, so vollzieht sich dieser sanfte Übergang allmählich. Die russische Großfamilie wird zu einem gewissen Zeitpunkt durch einen deutschen Zugang erweitert, und es ergibt sich ein facettenreicheres Bild.

Dafür gibt man Heimat nicht auf, denn die Ingredienzien, die Wahrnehmung – jede Zelle, beinhaltet das Erbe unserer Eltern, Heimat. Es ist daher unmöglich, dieser gänzlich zu entkommen. Dafür ist sie zu prägend. Heimat formt nun mal Identität, unabhängig von dem Ort, an dem wir leben. Es wäre widersinnig, diese Wurzeln nicht anzuerkennen oder gar negieren zu wollen. Russland zeichnet sich durch Weite aus, durch das Zusammentreffen einer westlichen und östlichen Kultur.

Dennoch ist es unbestreitbar, dass das Zusammenführen von zwei Kulturen hürdenreich ist. Ob die Unterschiede bei Pünktlichkeit beginnen oder der Art, wie ein Mann eine Frau begrüßt, beim Kleidungsstil oder eben bei der Art, wie Feste gefeiert werden, ist dabei unerheblich. Der Mittelweg, sich zu integrieren und dabei die eigene kulturelle Identität zu bewahren, stellt einen jahrelangen, höchst individuellen Arbeitsprozess dar. Sicherlich existieren allgemein anerkannte Eckpfeiler, doch diese können nur die Leitlinie, den Grundbaustein, bilden. An erster Stelle sollte der Wunsch stehen: Ich will dieses Land und diese Leute kennenlernen. Dann folgen Erfahrungen. Beobachtungen sind wichtig, ohne sofort werten zu wollen. Der Mensch tendiert dazu, in seinem Gewohnheitstrott – und das ist endlich mal kulturunabhängig! – beides gleichzeitig zu machen: Er beobachtet und wertet, er macht eine negative Erfahrung und verteidigt sich, er macht eine positive Erfahrung und – oh Wunder! – zeigt sich verwundert. Es geht eben doch, gerade durch Andersartigkeit, auch anders.

Für mich bedeutet Heimat Sehnsucht. Eine schier endlose Weite, in der in der Ferne „A kak perwaja ljubow“ auf der Gitarre gezupft wird. Eine warme Brise weht durch eine ebenso raue Steppe. Ein Adler kreist über mächtige Gebirgsformationen, irgendwo beginnt ein Wald und irgendwo endet dieses von Tannen gesäumte Monstrum, in dem Braunbären hausen. Ein Sehnsuchtsort eben. Klischeehaft, gar kitschig? Macht nichts. Ich lebe ja in Deutschland, einem Land mit einer Bevölkerungsdichte von 226 Bürgern pro qkm. Über Weite brauche ich mir keine Sorgen zu machen. Integriert will ich beides wissen, und vielleicht ist es mir dank eines Studiums der Slawistik irgendwann möglich. Aber bloß nicht hetzen, vorher will ich noch ein wenig Chai trinken und die Sehnsucht genießen ...



Christian Bobsien

## Waldi

Als ich jünger war, habe ich mir nie Gedanken über den Begriff Heimat gemacht. Ich hatte keinen Grund dazu. Ich lebte in einem soliden System. Nie habe ich mich ernsthaft fremd oder verloren fühlen müssen. Ich kannte meine Heimat, sie war ganz einfach hier, wo ich geboren wurde und lebte. Am Gymnasium lernte ich einen Jungen kennen. Sein Name war Waldemar. Er war groß und drahtig, fast hager, mit tief liegenden Augen und kurz rasiertem Haar. Waldi war ein feiner Kerl. Er lachte gern. Er war unser „Russe“. Wir meinten das nicht wertend. Seine Eltern kamen aus Russland. Er sprach mit Akzent. Er war ein gescheiter Kerl. Wir hatten Politik zusammen. Er passte gewöhnlich viel besser auf als ich. Mit der Sprache tat er sich ab und an schwer, aber er boxte sich durch. Im Ringen mit den Abi-Prüfungen saßen wir alle im gleichen Boot.

Wir wussten, dass er mit zwielfichtigen Figuren zu tun hatte. Wir machten unsere Scherze über die „Russenmafia“. Aber uns war klar, dass es nicht nur Spaß war. Wir hatten eine Ahnung von dem, was da vor sich ging. Ich habe mich immer sicher in seiner Gegenwart gefühlt. Er war besonnen. Das konnte man nicht über alle seine Bekannten sagen. Aber er machte ihnen klar, dass sie uns zu respektieren hatten. Uns, die wir sonst die kleinen Pisser vom Gymnasium gewesen wären. Und er machte uns klar, dass wir nichts von den grimigen Figuren zu befürchten hatten, die er ab und zu mit auf

unsere Partys brachte. Also tranken wir alle zusammen. Und wir hatten Spaß. Und sie waren gar nicht grimmig. Es waren gute Zeiten.

Einmal im Sportunterricht spielten wir Volleyball, und Waldi konnte nicht so recht mitmachen. Ich fragte ihn, was los sei, und er scherzte und meinte, seine Hände seien frisch manikürt. Später erzählte mir ein Freund von ihm, er hätte sich am Wochenende die Fingerknöchel gebrochen. Er hatte schlichten wollen. Ich verstand. Es war eine andere Welt, in der er sich bewegte. Eine Welt, die ich nicht mit ihm teilte. Aber ich war dankbar für seine Freundschaft. Wir hatten gute Zeiten zusammen. Und er hatte mir und meinen Freunden auf Partys mehr als einmal den Rücken frei gehalten. Ich erfuhr davon immer erst im Nachhinein und über Ecken. Er brüstete sich nie damit, aber für viele, die uns im Visier hatten, genügte die Information, wir sind Freunde von Waldi, und wir waren sicher.

Waldemar wollte Polizist werden. Er war sportlich und bemühte sich um gute Noten. Er wollte einen ehrlichen, guten Job. Nach dem Abitur trennten sich unsere Wege. Ich zog in einen anderen Bezirk. Wir sahen uns einige Monate später auf einer Feier. Nach einer freudigen Begrüßung fragte ich, wie es um seine Polizistenkarriere stand. Er senkte den Blick. Sie hatten ihn abgelehnt. Der Grund war eine Vorstrafe, die er sich vor vielen Jahren eingefangen hatte. Ich sah seine Wut und Enttäuschung. Seine Hoffnungslosigkeit. „Ich habe Dummheiten gemacht, damals, sagte er, aber ich habe mich wirklich bemüht.“

Etwa zwei Jahre später traf ich Waldemar zufällig wieder. Er stieg aus einem teuren Auto, eine schwere Goldkette um den Hals. Ich wusste von Bekannten, dass er keinen Job hatte,

mit dem er für beides hätte zahlen können. Als ich fragte, was er so treibe, wich er aus und scherzte. Er hatte unangenehme Themen früher schon gern mit Scherzen umgangen. Zu erleben, wie sich Klischees bestätigen, ist bitter. Mir war klar, dass er aufgegeben hatte. Es war eingetreten, wogegen er sich so lange gewehrt hatte. Und ihn traf keine Schuld. Es machte mich wütend. Weil man ihm seine Chance nicht gegönnt hatte. Und auf eine widerliche Weise kannte ich nun eine Antwort auf die Frage, wie Leute auf die „schiefe Bahn“ geraten. Ein dämlicher Begriff. Das geht so: Da ist ein feiner Kerl, der möchte zur Polizei. Und gut sein und vernünftig leben in dem Land, in dem er geboren wurde. Und so wird es ihm vergolten. Das System funktioniert.

Ich erinnerte mich an ein Gespräch, das ich damals während der Schulzeit mit Waldemar geführt hatte. Es war eines dieser tief ernstesten Gespräche, die man immer spät abends und nie nüchtern mit Leuten führt, die sonst nicht viel von sich erzählen. „Ich bin in Deutschland geboren, und meine Eltern kommen aus Russland, sagte er. Wenn ich in Russland bin, dann bin ich ‚der Deutsche‘ und wenn ich hier bin, dann bin ich ‚der Russe‘. Ich habe kein Zuhause.“ Damals dachte ich, ich kann verstehen, wie er sich fühlen muss. Doch ich verstand es nicht. Genauso wenig, wie ich es heute verstehe. Und genauso wenig, wie ich verstehen kann, warum er diesen Weg eingeschlagen hat. Weil ich in einer anderen Welt lebe. Aber eine Sache habe ich immer verstanden: Waldi war ein feiner Kerl. Und wenn ein feiner Kerl zu etwas Schlechtem getrieben wird, dann ist es nicht er, bei dem man die Schuld suchen muss.

Alexander Davydov

## Die Feste feiern, wie sie fallen

*„Und im Vergleich mein Volk – was für Augen! Fortwährend nach außen gedreht, aber ohne jede Anspannung. Ohne jeden Sinn, aber dafür – welche Potenz! (Welche Potenz des Geistes!) Diese Augen verkaufen nicht. Sie verkaufen nichts, und sie kaufen nichts.“*

Wenedikt Wassiljewitsch Jerofejew

Es mag vielleicht im Zeitalter des Konsums banal erscheinen, aber ich muss gestehen, dass ich als Kind niemals gelernt habe, wie man richtig Weihnachten feiert. Nicht dass es an Gelegenheiten mangelte oder wir es in der Familie nicht versucht hätten, mitnichten! Dennoch habe ich es nie richtig gelernt, sodass es mich manchmal in der Seele so schwer packt und martert (in der Regel zwischen Mitte Oktober und Anfang Januar), dass ich plötzlich unruhig werde. So ist es doch beispielsweise allgemein bekannt, dass ein Fest schließlich zur Tradition gehört, die Tradition ist Teil der Kultur einer Gemeinschaft, welche wiederum die Identität eines Kindes bestimmt. Dies setzt aber, wie der Psychologe Lew Semjonowitsch Wygotski uns versichert, für die Entwicklung des Kindes einen wichtigen Aspekt voraus: Stabilität. Und so kommen wir endlich zum Kern des Problems – gewissermaßen meiner eigenen Trinitätslehre –, das sich bei mir am besten durch das Weihnachtsfest beschreiben lässt.

Als ich als Kind säkularer russischer Juden 1993 mit meiner Familie und laut einem „Working Paper“ des Bundesamts für Migration und Flüchtlinge mit über 16 000 weiteren Artgenossen aus der Sowjetunion nach Deutschland immigrierte, ergaben sich innerhalb meiner ganz individuellen Entwicklung plötzlich folgenschwere Fragen nach der passenden Zugehörigkeit: Wann, was und vor allem wie sollte nun an diesem Julmond gefeiert werden? Vor allem aber wann durften die Geschenke ausgepackt werden?

Eine naive Kalkulation ließ zunächst Spielraum für Optimismus, angesichts des Festes der Lichter, am Heiligabend oder zu Neujahr beschert zu werden. Früh aber merkte ich, dass es so einfach nicht sein wird. Zwar bekam ich letztlich meine Geschenke, doch geschah es lediglich zum Glockenschlag des Neujahrs, was später, als ich zur Grundschule ging und mich dem Dauerkampf um Integration stellte, die noch essenziellere Frage aufwarf: Warum machen wir es so, wo es die anderen anders tun? Hatte ich überhaupt den Anspruch, an Heiligabend zu feiern, wo wir nicht einmal zur Messe gingen (im Übrigen auch zu keinem anderen Zeitpunkt in die Synagoge, da meine Eltern Atheisten sind)?

Wie also konnte ich nun sein?

Störrisch weigerte sich mein Vater, eine befriedigende Antwort darauf zu geben, und blieb bis heute der gnädigen Vagheit von der Dualität aus jüdischem Erbe und russischer Kultur verbunden. Seine Identität war schließlich von 35 Jahren sowjetischer Erinnerung aus Kunst, Geschichte und Sport geprägt, während der Olympischen Spiele und zum 9. Mai

mehr denn je. Dadurch ließ es sich leichter über die soziale Isolation als lästige Introvertiertheit eines „ausländischen Exzentrikers“ (wie mein Vater manchmal argwöhnisch von seinen Arbeitskollegen betrachtet wurde) hinwegsehen. Wie aber sollte es um mich bestellt sein, da ich zwar zu Hause mit russischen Wurzeln, aber trotzdem, fernab isoliert davon, in Deutschland aufwuchs?

Ich versuchte (ohne mir dessen bewusst zu sein), Erik H. Erikson zu widersprechen und im Alleingang meine Identität zu bestimmen. Die sowjetische Geburtsurkunde mit dem Vermerk JUDE als Nationalität half wenig, mit dem Begriff der Schicksalsgemeinschaft eines Georg-Arthur Goldschmidt wusste ich nichts anzufangen. Was genau hatte es mit dieser Stigmatisierung auf sich, die letztlich meine Eltern bis zur persönlichen Alija<sup>1</sup> getrieben hatte?

Auch die Tatsache, dass ich seit der fünften Klasse vermeintlich aus Bequemlichkeit in den evangelischen Religionsunterricht eingeschrieben worden war, statt über eine Stunde zur nächsten Synagoge zu fahren, machte die Identitätsprägung nur konfuser. „Zwei Juden, drei Meinungen“, heißt es nicht umsonst. Diese gaben sich in meinem Kopf wortkarg und beriefen sich stattdessen auf Goethes und Churchills Aphorismen. Und so suchte ich als Migrant die Nähe von Gleichgesinnten, paradoxerweise innerhalb eines arabischen Kampfsportvereins.

Moslems – wie ich sie beneidete um ihre Zuversicht im Umgang mit dem Glauben, der Gemeinschaft, ihrem Zusammenhalt. Aber auch hier schien nicht alles so koscher zu sein, sodass ich beizeiten lernen musste, auf die Frage nach

1 Rückkehr von Juden ins Gelobte Land.

meiner Herkunft „Russe“ und nicht „Jude“ zu antworten, da traditionelle Vorurteile, belebt durch einen sekundären Antisemitismus, zu fest indoktriniert waren. Viele gute Menschen habe ich in dieser Zeit in mein Herz geschlossen. Ungeachtet dessen konnte ich meine wahre Herkunft nicht jedem beichten. Ich war einer von ihnen, kein Moslem zwar, andererseits ebenso Migrant in einem fremden Land mit einer mir fremden Mentalität.

In einem Anflug von pathetischer Hoffnung, mich zu integrieren, beschloss ich, zur Bundeswehr zu gehen, um Fallschirmjäger zu werden. Außerhalb der Dienstzeit fand ich mich erneut innerhalb einer Gruppe wieder, die mir am ähnlichsten dünkte: den Spätaussiedlern. Besonders unter den niedrigeren Dienstgraden gab es derer viele. Ich genoss den vertrauten Klang ihrer Sprache, den ich von zu Hause kannte. Doch auch hier sah ich mich einer Abneigung gegenüber wie schon damals mein Vater innerhalb der Sowjetunion. Da dem Geschäftszimmer der Kompanie die Übersetzung meiner sowjetischen Geburtsturkunde vorlag, sprach sich meine „wahre Nationalität“ mit einem Mal schnell unter einigen Kameraden mit konservativeren Ansichten herum. Diese unterrichteten mich dann umgehend, dass ich, aufgrund ihres (eher negativen und klischeehaften) Bildes von Juden ab sofort mit wachsameren Augen beobachtet werden würde. Ich schied nach zwei Jahren ehrenhaft, aber mit einem bitteren Beigeschmack aus dem Dienst aus, ohne gegenüber Michael Wolffsohn<sup>2</sup> Lebenserfahrungen etwas anderes als leichte Eifersucht zu verspüren.

2 Michael Wolffsohn, geb. in Tel Aviv, lehrte 1981–2012 an der Universität der Bundeswehr München Neuere Geschichte. Er vertritt die Position des deutsch-jüdischen Patrioten in der Tradition der Emanzipation.

Dieser schien ja alle Antworten für sich gefunden zu haben: Einklang mit der Religion, das Heranwachsen in Israel, die endgültige Akzeptanz Deutschlands als Heimat. War das zu fassen? Sehnt sich so einer wie ich, still und leise, ohne böse Hintergedanken nach einer festen Bindung, mag diese noch so ordinär sein, Hauptsache, etwas näher zum Verständnis der eigenen Identität, und da kommt so einer daher wie dieser Wolf und zeigt, dass es machbar sei! – Nur scheinbar doch nicht für jeden. Warum eigentlich?

Und so kam es dann, dass ich über das privat finanzierte Programm „Taglith Birthright“ kostenlos für zwei Wochen zu einem „Speeddate“ nach Israel reiste, der etwas überstilisierten, ultimativen Heimat und Zufluchtstätte für alle Juden, unabhängig von Sprache und Religion. Hier durfte ich weit weniger einsam sein, nicht so sehr wegen des Empfangs der Israelis, sondern viel eher wegen meiner Reisegruppe: Diese bestand aus in Deutschland lebenden, russischsprachigen Juden. Gemeinsam tauchten wir in den Mystizismus von altherwürdigen Bräuchen des Gelobten Landes ein, den vielen Initiationsriten, welche zu vollenden versprochen, was tief im Erbe verborgen zu sein schien. Nicht verborgen blieb mir jedoch der Umstand, warum es der jüdischen Gesellschaft nach einer bestimmten Art neuer Einwanderer gelüstete. Doch dies wiederum rief paradoxerweise einen subtilen Rassismus zwischen den Juden selbst hervor, da die von einigen stark empfundene Enge ihres einzigen jüdischen Nationalstaats zu Zwiespalt und Missgunst führte. So blieben meine Erfahrungen gespalten wie meine Identität.

Ich bin danach noch in viele andere Länder gereist, teilweise, um herauszufinden, nach welchem Heim ich Weh bekommen würde, dabei stets mehrere Kostüme mit mir



führend: In Neuseeland war ich zum Russen geworden; in der Nähe Mauretaniens erinnere ich mich, als Deutscher vorgestellt worden zu sein (ich weiß nicht mehr genau, auf welcher Seite der Grenze); in Namibia hieß man mich Jude. Sonderbarerweise war ich aber nie das Richtige in den jeweiligen Ländern. Erwachsen genug, um alleine zurückzukehren, fand ich mich in Russland schließlich, wenig spektakulär nur noch als ein Tourist wahrgenommen, wieder (und eines schönen Abends in der Nähe unserer alten Familienwohnung in der Dybenko Straße etwas überrascht um meine Brieftasche und Kamera erleichtert).

Bei all dieser Pluralität sehne ich mich bisweilen nach der Selbstreflexion des verstorbenen Marcel Reich-Ranicki – olav ha-sholom<sup>3</sup> –, die auf einer immensen Lebenserfahrung basiert. Er wagte es, von sich zu sagen, er sei weder ein halber Pole noch ein halber Deutscher und niemals ein ganzer Jude. Ich glaube, mit dieser Gewissheit könnte ich durchaus gut leben. Bis dahin bleibt mir nur die Flucht aus meiner Zerrissenheit in metaphorische Schwärmereien, denen zufolge die deutsche Seite in mir die Liebesheirat, die russische Seite die Familie bevorzugt. Der Jude ist und bleibt dennoch ein entfernter Cousin – mit demselben Ursprung und von gleichem Blut. Übrigens, meine Geschenke wünsche ich mir noch immer zu Neujahr, weil sie zum 31. in der Regel günstiger sind, das sagt mir meine sparsame Seite.

Ich bin überzeugt, meine Kinder werden es wohl anders handhaben. Durch die Immigration jedenfalls habe ich für Feste wie Weihnachten bisher kein tieferes Bewusstsein entwickelt und werde es auch nie mehr entwickeln.

3 Der Friede sei mit ihm.

Margret Dick

## **Hier wird einem nichts geschenkt, auch nicht die Heimat**

„In Russland wurden wir immer als Ausländer, als Deutsche beschimpft. In Deutschland schimpft man uns ebenfalls Ausländer, nur sind wir jetzt die bösen Russen.“ Diese Worte habe ich von meiner Mutter oft gehört, aber erst vor ein paar Jahren begann ich sie zu verstehen.

Meine Familie hat sich ihr Leben lang als deutsch verstanden. Ich habe in Kasachstan mit meinen Großeltern deutsch gesprochen und deutsches Essen gegessen. Nie wurden diese deutschen Wurzeln infrage gestellt. Als es dann möglich war, in ihr Herkunftsland zurückzukehren, mussten die meisten Russlanddeutschen nicht lange überlegen. Es galt die Entscheidung zu treffen zwischen der alten idealisierten Heimat und dem repressiven Kasachstan. Deutschland: das Herkunfts- und Heimatland. Eine freie Demokratie mit einem unglaublichen Wirtschaftsaufschwung und Wohlstand, mit Käse, der in einzelnen Plastikfolien verpackt war. „Dort, wo man so viel Geld hat, Käsescheiben in Folien zu verpacken, dort musste eine bessere und freudigere Zukunft warten“, dachten wir. Denn das Warten in den Schlangen vor den Geschäften, um einen Laib Brot oder einen Liter Milch zu bekommen, waren alle leid. Die Hoffnungen und Erwartungen waren groß. So groß, dass es nicht schlimm schien, Freunde und Bekannte zurückzulassen, ja sogar die hart erarbeiteten und mit den eigenen Händen errichteten Häuser

zu verlassen, gar zu verschenken. In Deutschland, der allgemein anerkannten Heimat, würde man eine bessere und gut bezahlte Arbeit finden und sich schnell ein noch größeres, moderneres und schöneres Haus bauen können. Die Rückkehr nach Deutschland entwickelte sich für viele zu einem glorreichen Traum. In Deutschland angekommen, sollte sich jedoch für einige herausstellen, dass der Traum zum Albtraum mutieren konnte.

Die Entscheidung getroffen, pilgerten ganze Großfamilien allmählich nach Deutschland. In Flüchtlingswohnheimen mit fünf bis sieben Personen in einem Raum untergebracht, harrte man aus – ja, worauf wartete man eigentlich? Bis man eine Perspektive hatte? Oder man ganz pragmatisch eine Wohnung zugewiesen bekam oder bei der Familie unterkommen konnte? Noch war man nicht im Paradies angekommen, aber auch das Glück braucht seine Zeit, so die Hoffnung. Doch Zeit ging ins Land, und die Situation verbesserte sich kaum. Man bekam vielleicht einen Job, aber keinen guten. Eine Wohnung, aber keine schöne. Ganz im Gegenteil, man bekam eine Wohnung in einem Plattenbau, umgeben von anderen Plattenbauten, zusammengepfercht mit anderen Ausländern am Stadtrand oder einem anderen Problemviertel. Das Gefühl, zu Hause angekommen zu sein, blieb aus. Als Heimkehrer fühlten sich die wenigsten Russlanddeutschen, höchstens bei der Einreise, als die Namen eingedeutscht wurden: Aus Evgeni wurde Eugen oder aus Margarita Margret, denn man war jetzt in Deutschland, in der Heimat, dort musste man auch einen deutschen Namen tragen und sich anpassen.

Sollte nun diese Heimat das Zuhause sein? Der Duden definiert Heimat wie folgt: „Land, Landesteil oder Ort, in dem man [geboren und] aufgewachsen ist oder sich durch

ständigen Aufenthalt zu Hause fühlt (oft als gefühlsbetonter Ausdruck enger Verbundenheit gegenüber einer bestimmten Gegend)“. Die ersten Aspekte der Definition treffen nicht zu. Die Russlanddeutschen sind nicht in Deutschland geboren und aufgewachsen, trotzdem verspürten sie die Sehnsucht nach einer imaginierten und heilbringenden Heimat. All die Jahrzehnte, wenn nicht Jahrhunderte haben sie das Bild der Heimat aufrechterhalten und an ihre Kinder weitergegeben, damit diese eines Tages zurückkehren können. Die Rückkehrer waren der Sprache nicht im vollen Umfang mächtig. Was sie mitteilten, verstanden meist nur andere Russlanddeutsche. Viele Traditionen und Gewohnheiten, die lange bewahrt wurden, treffen in Deutschland auf Skepsis und Befremdung. Deutschland hatte sich weiterentwickelt, die Deutschen im Exil jedoch nicht. Von Anbeginn war es ihr Ziel, ihre Kultur zu bewahren, und das taten sie über mehr als zwei Jahrhunderte in einer Kultur, die ihnen gegenüber oft feindlich gesinnt war. Dieses Festhalten und Idealisieren hat ihnen in Russland Kraft gegeben, sollte in Deutschland stattdessen dafür sorgen, dass sie als Außenseiter betrachtet wurden. Der Akt, sich gegen Repressionen zu wehren und durchzusetzen sowie das Einzige zu wahren, was sie alle verbunden hatte, sollte nun einen inneren Konflikt auslösen.

Jahrzehnte sind vergangen. Nur noch wenige Russlanddeutsche wagen den Schritt nach Deutschland. Mittlerweile hat sich herumgesprochen, dass in der alten Heimat nicht die Erfüllung aller Träume und die Glückseligkeit warten. Wer es geschafft hat, sich in Deutschland ein neues Leben aufzubauen, weiß, dass dies entweder mit ganz viel Glück oder mit ganz viel harter Arbeit zusammenhängt. Hier wird einem nichts geschenkt, auch nicht die Heimat.

Viele Generationen leben mittlerweile in Deutschland. Kinder, die kein Russisch mehr sprechen, die sich nicht fragen, woher sie kommen und wieso ihre Eltern oder Großeltern Geschichten von Krieg und Gefangenschaft erzählen. Sie sehen sich als Deutsche. Sie haben einen deutschen Pass, sind in Deutschland geboren und aufgewachsen. Sie wissen, dass sie und ihre Eltern russische Wurzeln haben, aber es spielt im Alltag kaum eine Rolle, außer vielleicht beim Essen. Für meine Generation jedoch spielt die Herkunft noch eine Rolle, genauso wie für die Elterngeneration. Meine Eltern haben sich hier ein besseres Leben erhofft, haben jedoch nur Enttäuschungen erlebt. Sie wurden nicht als vollwertige Deutsche angesehen. Sie waren „Russen“, denn sie sprachen kaum deutsch, benahmen sich anders und wollten sich nicht integrieren, so die Vorurteile. Sie blieben in ihren zumeist familiären oder russlanddeutschen Kreisen beheimatet, denn nur dort fühlten sie sich verstanden und heimisch. Man konnte sie, wenn nicht an ihrem Aussehen, dann an ihrem Akzent ausmachen. Sie waren die anderen, und sie waren viele.

Ungefähr 1,5 Millionen Russlanddeutsche leben zurzeit in Deutschland, eine der größten Migrantengruppen. Trotzdem werden sie nicht als Teil der deutschen Bevölkerung betrachtet, obwohl sie es doch nach dem Ius-sanguinis-Prinzip sind. Sie sind in der Hoffnung auf ein besseres Leben in die alte Heimat gekommen und müssen sich mit Problemen der Zuschreibung auseinandersetzen. In Russland sind sie Deutsche gewesen, in Deutschland sind sie es nun nicht mehr, aber was sind sie sonst? Russlanddeutsche? Deutsche, die in Russland gelebt haben und somit einen russischen Lebensstil mitgebracht haben? Ur-Deutsche, die die alte und wahre Kultur bewahrt haben? Deutschrussen, Russen, die mal Deutsche waren? Oder doch

Russen? Ihr Pass sagt eindeutig, dass sie deutsche Staatsbürger sind. Sie haben alle Rechte und Pflichten ihres Heimatlandes. Das, was sie sich schon immer erhofft hatten – zumindest in der Theorie. In der Realität sieht es anders aus. In der Wirklichkeit, im Alltag, sind sie Fremde, die nicht ganz ausgestoßen werden können, aber auch nicht ganz dazugehören. An dieser Stelle ist es die Aufgabe eines jeden Einzelnen, für sich selbst zu entscheiden, was oder wer man ist: Ist man russisch, deutsch oder russlanddeutsch oder gar etwas ganz anderes?

Es kann eine Chance sein, sich zwischen zwei oder mehreren Kulturen zu entscheiden bzw. zu verorten. Es kann aber auch ein Risiko darstellen, wenn man es einfach nicht weiß oder kann. Woran macht man seine kulturelle oder ethnische Identität bzw. Zugehörigkeit fest? An dem Essen, das man isst? An den Feiertagen, die man feiert? An der Religion, der man angehört? An der Sprache, die man spricht? An der Nationalität, die im Pass vermerkt ist? Jeder Aspekt mag zwar ein Indikator für eine Zugehörigkeit sein, jedoch macht die Gesamtheit dieser Faktoren es wiederum schwierig, eine genaue Zugehörigkeit festzulegen. Folglich wird ein Prozess in Gang gesetzt, durch den die Frage nach der eigenen kulturellen Identität schließlich beantwortet werden kann. Beeinflussen können einen dabei die oben genannten Faktoren, aber auch viele weitere Aspekte – zum Beispiel die Sozialisation, das Verhältnis zum Herkunfts- und Aufnahmeland, die Freunde, die man hat. Dabei spielt das Ergebnis keine Rolle. Es ist demnach nicht relevant, wo man sich verortet, sondern ob diese Verortung gelingt. Eine Zuordnung zu der russischen oder deutschen Kultur kann genauso ein Ergebnis sein wie die Zuordnung zu einer Mischung aus beiden Kulturen. Sich als russlanddeutsch oder russisch und deutsch zu verstehen,

ist ebenfalls eine Möglichkeit, diesen Konflikt zu bewältigen. Zu einem Problem kann es kommen, wenn man sich nicht als Teil einer Kultur versteht, wobei auch eine Unabhängigkeit von jedweder Kultur eine Möglichkeit sein kann. Nicht für jeden Russlanddeutschen ist die kulturelle Zugehörigkeit ein identitätsstiftendes Moment. Besteht jedoch die Wahrnehmung dieses „Kulturkonfliktes“, so kann nur eine Verortung in irgendeine Richtung diese Zerrissenheit aufheben. Als Heimat für Russlanddeutsche lässt sich folglich der Ort beschreiben, an dem die Sehnsucht gestillt ist. Für einige Russlanddeutsche wird es diesen Ort nicht geben, aber vielleicht werden sie irgendwann den Schmerz des Verlustes der alten Heimat überwinden und sich eine neue Heimat suchen können.

Dieser vermeintliche Ort – die Heimat – ist für mich dort, wo ich aufgewachsen bin. Deutschland ist meine Heimat, aber nicht weil ich schon als Kind in Russland von Deutschland als heil- und glückbringender Heimat geträumt habe, sondern weil ich hier aufgewachsen bin. Hier bin ich zur Schule gegangen und hier gehe ich jetzt zur Universität. In Deutschland habe ich alle wichtigen Erfahrungen gemacht. Hier habe ich alle meine Freunde kennengelernt und hier lebt meine ganze Familie. Ich esse russisches Essen, ich spreche auch russisch und ich sehe manchmal russisches Fernsehen. Aber ich esse auch amerikanisches, asiatisches und indisches Essen und schaue mir amerikanische, spanische oder britische Filme an. Das macht mich jedoch nicht zu einer Amerikanerin oder einer Inderin. Ich weiß, wo ich herkomme und welchen Einfluss das auf mich hatte. Manchmal finde ich es vorteilhaft, zweisprachig aufgewachsen zu sein, und manchmal nervt mich die Frage nach meiner Herkunft oder Nationalität.

Lü Follwarczny

## **Warum eigentlich keine Pelmeni?**

Die Russlanddeutschen als die letzten echten  
Heimatlosen in Deutschland

„Wer die Rettung in einem Ortswechsel sucht, wie ein Zugvogel, der wird nichts finden, denn für ihn ist die Erde überall gleich.“ So hat Anton Tschechow es einmal formuliert. Kein Wunder, dass der große russische Dramatiker diese Sicht einnahm. Am Künstlertheater in Moskau arbeitete er Seite an Seite mit dem Theatertheoretiker und Regisseur Sergej Stanislawski. Beide waren Genies, die die russische Identität nicht nur verstanden, sondern gelebt und gestaltet haben.

Die Russlanddeutschen haben einen Zyklus der Zugvögel durchgemacht. Von Zarin Katharina II. gelockt, suchten sie vor mehr als zwei Jahrhunderten jene „Rettung“ und haben seither die Geschichte einer Minderheit zu erzählen, die den Wandel vom privilegierten Stand zur diskriminierten Randgruppe durchmachte. Die letzte Welle ihrer Rückkehr nach Deutschland in den vergangenen Jahrzehnten aber fällt in eine Zeit, in der sich nicht nur die Russlanddeutschen fragen, was Heimat ist: Die gesamte industrialisierte und globalisierte Welt steckt heute in der Identitätskrise.

Gehen wir vom Offensichtlichen aus: In der Mittagspause kann man sich einen Döner kaufen, geht zu McDonald's oder besorgt sich eine Nudel-Box beim Chinesen. So stellt sich für viele der Alltag im pluralistischen Deutschland dar. Warum aber gibt es eigentlich keine Pelmeni? Viele Deutsche



wissen nicht einmal genau, was das ist. Man könnte behaupten, dass sich das russische Nationalgericht nicht als Fastfood eignet. Man könnte aber auch sagen, dass sich die Russlanddeutschen bei ihrer Rückkehr nach Deutschland nicht dazu veranlasst gefühlt haben, ihre Kultur zu vermarkten. Denn im Gegensatz zu den anderen Gerichten ist das Nudelgericht Pelmeni ein russisches Original. Der Döner, wie wir ihn kennen, wurde ja bekanntlich in Berlin erfunden, und der Chinese ist in Wahrheit ein Vietnameser, der nicht nach Rezept, sondern nach Speisekarte kocht. Sind solche oberflächlichen Vorkommnisse nicht ein Zeichen dafür, dass die Integration, trotz der Einwanderungspolitik Deutschlands nach dem Zweiten Weltkrieg, die von einem geschlossenen Kulturverständnis ausging, gelungen ist? Die Russlanddeutschen hingegen führen in Deutschland ein Schattendasein. Viele Deutsche kennen ihre Kultur gar nicht. Sie ist ja nicht nur ein Nationalgericht. Was haben die Russlanddeutschen, außer den Pelmeni, mit nach Deutschland gebracht?

In Kasachstan zum Beispiel, wo die meisten von ihnen im letzten Jahrhundert lebten, bevor sie als Spätaussiedler nach Deutschland kamen, mussten sie ein Außenseiterdasein fristen. Das lag nicht zuletzt daran, dass sie sich äußerlich stark von den Kasachen unterschieden und es kaum zu Vermischungen kam, ja in manchen Regionen war sogar der Umgang zwischen den verschiedenen Nationalitäten unerwünscht. Fragt man Angehörige der Generation, die noch die Zeit in Kasachstan erlebt haben, erzählen sie von Diskriminierung, ja sogar Misshandlung – von dem, was wir heute messerscharf Segregation bezeichnen. Ist es ein Spezifikum der Russlanddeutschen, sich als Randgruppe zu fühlen und unter sich zu bleiben, oder ist es das Pionierdenken, sich ein

besseres Leben in einer anderen Welt aufzubauen? Blickt man heute in Deutschland in eine Gemeinde oder einen Wohnbezirk, wo Russlanddeutsche leben, ist man erstaunt, wie intakt und geschlossen sie ihre Kultur im Vergleich zu anderen Minderheiten leben. Man erkennt einen ganz bestimmten Wertekanon, der die russischen Spätaussiedler kennzeichnet und der sich den Deutschen kaum erschließt – seine Spuren sind selbst bei der jungen Generation auszumachen.

Fragt man junge Russlanddeutsche nach ihrer Herkunft, so sind sie mit ihrer Antwort oft zögerlich und versuchen in zwei Sätzen die Geschichte zu erläutern, warum sie weder das eine noch das andere sind. Viele fühlen sich als Deutsche, manche als Russlanddeutsche, andere wiederum sind unentschieden. Das ist das Entscheidende: Die Unentschiedenheit einer Identität ist eine Identität, die sich im Werden oder Vergehen befindet. Manche stehen vor derselben Frage wie die Deutschen: Wovon grenzen sie sich ab, wenn sich das Deutschsein zum Großteil ex negativo aus der dunklen NS-Zeit ableitet?

Die Frage lautet nicht: Was ist deutsche Identität, sondern was ist Identität an sich. Und diese Frage betrifft nicht nur die Russlanddeutschen. Heute gibt es kaum ein europäisches Land, das sich nicht selbst in einer Kulturkrise sieht und nach seiner eigenen Identität fragt. Die Russlanddeutschen haben demnach einen Vorteil, denn sie können die Frage nach der Heimat wenigstens noch ehrlich stellen.

Die Herausforderung, der sich Zuwanderer heute stellen müssen, betrifft nicht mehr allein die Geschichte zweier Länder und Kulturen, denn diese Grenzen sind meist verwischt. Verschiedene ethnologische und kulturwissenschaftliche Ansätze versuchen uns weiszumachen, Heimat sei ein Ort,

den Menschen in sich tragen, solange sie ihre Kultur in Form von Sprache, Bräuchen und Artefakten im Gepäck haben. Der Harvard-Professor Homi K. Bhabha unterscheidet zwischen dem subjektiven Heim, dem historischen Ort und einem dritten Ort, wo Kulturen sich ohne Hierarchie, also ohne Vorurteile treffen und kommunizieren können. So eröffnet sich die Möglichkeit von Hybrid-Identitäten und Transkulturalität in einer pluralistischen Gesellschaft. Diese Triade der Orte würde erklären, warum sich der „dritte Ort“ für Russlanddeutsche in Deutschland eher nicht auftut. Ihr historischer Ort ist nicht eindeutig. Sie waren einmal Deutsche, dann so etwas wie Russen und jetzt sind sie wieder Deutsche. Russlanddeutsche haben auf Identität einen doppelten Anspruch. Wenn eine transkulturelle Identität zwischen Russland und Deutschland möglich wäre, müsste sich auch für Russlanddeutsche dieser „dritte Ort“ auftun. Aber im Vergleich zu türkischstämmigen Deutschen wird das Anderssein, die objektive Kultur der Russlanddeutschen gar nicht zum Ausdruck gebracht. Sie fühlen sich als Deutsche, weil sie den Anspruch darauf haben. Demnach müssten Russland und Deutschland gleichzeitig ihre Heimat sein – oder keines der beiden Länder.

Heimat ist aber kein Ort, den man mitnehmen kann. Es ist der Boden, auf dem man steht. Viele Russlanddeutsche sind in Deutschland, und für die meisten gibt es kein „Zurück“. Der Versuch, den Russlanddeutschen eine Kultur und Identität unterzuschieben, wäre genau der Versuch, sie anhand von Vorurteilen greifbar zu machen. Dann aber verfolgt man eine Integrationspolitik, die schon in der Nachkriegszeit für Konflikte zwischen den Kulturen gesorgt hat. Stattdessen könnten die Deutschen durch ein offenes Kulturverständnis

die Geschichte der Russlanddeutschen vornehmlich als eine Geschichte verstehen, die viel über das Verständnis von Heimat aussagt.

Heimat bedeutet heute Regionalität in Abgrenzung zu einer schrankenlosen Welt. Fragt man Studenten an deutschen Universitäten, wie es um ihr Kulturbewusstsein steht, bekommt man häufig als Antwort, man gehe hin und wieder ins Theater. Das Theater ist zum „Kulturding“ schlechthin geworden. Man sieht sich ein Stück an, ist belustigt, traurig oder wünscht sich, dass deutsche Intendanten mal wieder Stanislawski lesen, wie es seinerzeit Brecht getan hat. Was man aber nicht tut, ist sich zu „kultivieren“: Kultur heißt mitgestalten. Kultur ist kein Faktum. Sie ist nicht etwas, das objektiviert werden kann, sondern eine gestaltende Tätigkeit, ein Handeln, das mit anderen Menschen geteilt wird, und dies in einem regionalen Rahmen. Auf überregionaler Ebene schafft Kultur Identität, also Heimat. Regionalität und räumliche Nähe ist die Heimat, die Menschen heute mehr als je zuvor brauchen.

Der Traum, den Deutschland und der „Westen“ immer noch träumen, ist der des Kosmopoliten, des Weltbürgers, der überall und nirgendwo seine Heimat hat. Blicken wir aber auf die jüngeren Generationen in Deutschland, zu denen auch viele mit russlanddeutschen Wurzeln zählen, dann können wir feststellen, dass sie eher nirgendwo ihre Heimat haben. Vielleicht werden die Russlanddeutschen sich stillschweigend in Deutschland integrieren, sprich: assimilieren: Ihre Wurzeln, ihre Geschichte und Kultur werden verloren gehen, und die Deutschen werden nie wissen, wie Pelmeni eigentlich schmecken.

Elena Franz

## Meine innere Heimat

*„Heimat ist stets wo ich bin  
Schlägt in meinem Herzen  
Heimat ist des Lebens Sinn  
Nicht ein Land mit Grenzen ...“*

Robert Kroiß

Als ich nach Wien umgezogen bin und neue Leute kennengelernt habe, war das Erste, was ich von ihnen hörte: „Hey, kommst du aus Deutschland? Du hast so einen deutschen Akzent.“ Ich weiß noch, wie ich mich damals darüber gefreut habe: als Deutsche wahrgenommen zu werden – was könnte besser sein als das? Vor allem, weil ich gar keine bin. Meine Freude hielt aber nicht lange an, da ich diese Frage irgendwie beantworten musste. Also musste ich in erster Linie für mich selbst entscheiden, zu wem ich gehöre. Bin ich Russin oder Deutsche?

Ich bin keine Russlanddeutsche: Meine Vorfahren waren nicht Deutsche, die während der Zeit Katharinas nach Russland übergesiedelt sind. Ich bin eine Russin aus dem Ural. Meine Familie war nie weiter unterwegs als in ihrer unmittelbaren Region. Und obwohl meine Mutter Deutschlehrerin ist, hat sie ihr Leben lang mit keinem Muttersprachler deutsch gesprochen. So war es, bis ich nach Deutschland ging. Im Dezember 2013 werden es fünf Jahre. Ich studiere Deutsch,

arbeite deutsch und lese den *Spiegel*. Auf meinem Player habe ich deutsche Musik, ich habe einen Terminkalender und ich komme nie zu spät. Meinen persönlichen Blog führe ich aber auf Russisch, genauso wie Einkaufszettel, persönliche Anmerkungen und Notizen. Und ja, ich liebe melancholische Abende im Kreis von russischen Freunden mit russischen Speisen und Gesprächen über unsere Heimat.

Was man unter Heimat versteht, entscheidet jeder für sich selbst: Russland, Ukraine, Weißrussland, Sowjetunion, Deutschland. Ich versuche seit einiger Zeit, meine Definition zu finden. Und es gelingt mir leider nicht. Mit der Zeit ändert sich meine Meinung. Noch vor fünf Jahren war ich mir absolut sicher: Meine Heimat ist Russland, mein Herkunftsland, wo meine Familie und Freunde geblieben sind. Vor zwei Jahren zählte ich mich zu den Weltbürgern: Meine Heimat ist da, wo ich mich gut fühle. Wo genau dieses „mich gut fühlen“ ist, war schon eine andere Frage. Und heute? – Ich weiß nicht, was und wo meine Heimat ist.

Ich liebe Russland und ich liebe Deutschland. Ich kann mir mein Leben ohne Deutschland, aber auch ohne Russland nicht vorstellen. Ich kann es nicht und ich will es auch nicht. Und jetzt kommt noch eine wichtige Frage hinzu: Habe ich eine zweite Heimat gefunden oder habe ich eine verloren?

Kann man heute überhaupt Heimat definieren? Im Zeitalter des Internet und Social Web, in einer Welt mit offenen Grenzen und Möglichkeiten verliert Heimat als grundlegende Dimension ihre Bedeutung: Man reist und lernt andere Länder, Kulturen und Sprachen kennen. Man nimmt auch einiges von der Kultur und Sprache dieser Länder mit. Auch das berühmte Heimweh lässt sich heute im Internet schnell stillen: gute alte Filme, Lieblingsmusik, Unterhaltung mit

Schulkameraden. Und es geht einem wieder gut. In solchen Minuten frage ich mich, was vermisse ich am meisten, was fehlt mir. Und die Antwort scheint einfach zu sein: Ich vermisse mich selbst und mein altes Leben – so wie ich damals war. Und nicht, weil mein altes Leben ganz besonders schön war, sondern weil es nie wieder so sein wird.

Es geht uns allen so, ob man Russe, Deutscher oder Russlanddeutscher ist. Ich würde auch diese Einteilung abschaffen, da sie nicht mehr stimmt. Wenn wir unter Russlanddeutschen nur die Menschen verstehen, die nach klassischen Regeln dazu gehören, zu welcher Kategorie zählt man die anderen Russen, die schon seit Jahren in Deutschland leben und sich voll und ganz in die deutsche Gesellschaft integriert haben? Wer sind sie? Immer noch Russen mit deutschen Papieren oder Deutsche mit russischer Vergangenheit?

Selbst den Begriff „Integration“ kann ich nur schwer verstehen. Wann ist man integriert? Wenn man als Teil der Gesellschaft lebt? Reicht es, in Deutschland zu arbeiten, aber schlecht deutsch zu sprechen? Oder viele deutsche Freunde zu haben, aber zu Hause nur russisch zu kochen? Man kann Identität theoretisch definieren und beschreiben, in der Praxis kann man sie nur erleben und fühlen.

Alle Russen und Russlanddeutsche haben, sobald sie in Deutschland sind, drei Verhaltensmuster. Die einen finden sich sehr schnell in der neuen Umgebung zurecht und versuchen, alle Verbindungen zur alten Heimat abzubrechen. Sie werden plötzlich so deutsch, wie kein typischer Deutscher ist. Die anderen fallen ins andere Extrem und bleiben russisch: Sie bauen sich einen gemütlichen, aber streng abgegrenzten Mikrokosmos fürs eigene Wohlergehen auf und verlassen diesen nur selten oder ungern. Die Dritten finden

eine goldene Mitte und eine erfolgreiche Balance zwischen Deutsch- und Russischsein.

Zu wem ich gehöre, kann ich immer noch nicht beantworten. Ich will mich auch in keine Kategorie eingeordnet wissen. Die Begriffe Russlanddeutsche sowie russische Deutsche und deutsche Russen bilden nur Klischees ab und bauen Mauern für Identität und Integration auf. Wer man auch ist und wo man auch ist – das Wichtigste ist das Gefühl in unseren Herzen. Das ist unsere Heimat. Für jeden etwas anderes. Für mich setzt sich meine innere Heimat aus Russland und Deutschland zusammen.



Anna German

## Der Ort, wo ich keine Fremde bin

Heimat zu definieren ist kompliziert, weil manchmal eine Person, sogar die ganze Nation, im Laufe des Lebens oder als Folge von besonderen Ereignissen ein völlig neues Verhältnis zu diesem Begriff entwickeln kann. Ich meine die Russlanddeutschen, zu denen ich historisch und mit meinem Herzen gehöre. Ein großer Teil meiner Verwandten wohnt in Deutschland, und ich habe schon als Kind die deutsche Sprache gehört und die deutsche Kultur kennengelernt.

Manche Leute beschreiben Heimat als den Ort, an dem man sich wohlfühlt und wo das Herz hingehört, aber das könnte auch der Sehnsuchtsort sein, den man sich idealerweise vorstellt und an den man immer wieder zurückkehren möchte. Meiner Meinung nach ist Heimat nicht der Ort, an dem man leben möchte, sondern wo man seine Kindheit verbracht hat und aufgewachsen ist. Was man mit der Muttermilch aufgenommen hat, prägt einen für sein ganzes Leben, das spiegelt sich in jeder Geste, hört man in jedem Wort und zeichnet jeden Gedanken. Deshalb heißt der Ort, an dem man bleiben will, der Lieblingort, das Zuhause, aber nicht Heimat.

Es gibt Menschen, die sich Kosmopoliten nennen: Sie betrachten den ganzen Erdkreis als ihre Heimat. Ich glaube, dass man kosmopolitisch nur in wenigen Fällen werden kann. Erstens: Wenn die Eltern des Kindes so viel reisen, dass es mehrsprachig aufwächst und kein bestimmtes Land für sein Mutterland hält. Das Kind kann sich dann vielleicht später

als Erwachsener den Ort aussuchen, zu welchem seine Seele gehört. „Kommt Zeit, kommt Identität!“ Zweitens: Wenn das Land, in dem man geboren ist, auseinandergerissen wird und alles, was einem vom Kindesalter an lieb und vertraut war, auf einmal verschwindet. Beispielsweise sagen manche Menschen, die in der UdSSR geboren sind, dass sie mit dem Zerfall der Union viele Werte verloren haben, die für sie eng mit dem Begriff „Heimat“ verbunden waren. Drittens: Wenn man im Erwachsenenalter in ein anderes Land umzieht, erleidet man Heimatverlust; genau das ist mit vielen meiner Verwandten passiert. Die meisten sind nach Deutschland umgezogen, als sie schon Kinder hatten. Um zu erfahren, mit welchem Land sie den Heimatbegriff verbinden, habe ich sie zu diesem Thema befragt. Die Angaben haben mich nicht überrascht.

Für einen Großteil ist Deutschland zur Heimat geworden, weil sie seit einiger Zeit hier leben und sich zu Hause fühlen. Einige sagen hingegen, dass Russland in ihren Herzen bleiben wird, solange sie russisch denken und russische Bücher lesen. Andere arbeiten in Institutionen der russischen Kultur und geben sich alle Mühe, um die russische Sprache ihren Kindern beizubringen. Dabei kann es nicht verwundern, dass ihre Kinder, die in Deutschland geboren sind, kaum eine Verbindung zu Russland haben. Mein Cousin, der mit drei Jahren nach Deutschland kam, sagt, dass seine Mitschüler nicht wüssten, dass er ein Aussiedler sei, dass seine Sprache keine Unterschiede aufweise. Mit meinen jugendlichen Verwandten nutze ich jede Möglichkeit, russisch zu sprechen und russische Filme anzusehen, um immer wieder zu zeigen, dass es mehr Vorteile bringt, die alte Heimat der Eltern nicht zu vergessen. Das bereichert einen in jeder Hinsicht. Beherrscht man mehrere Sprachen,

hilft es zudem, einen besseren Arbeitsplatz zu finden. Dieses Jahr habe ich mit dem Fach Russisch als Fremdsprache begonnen, weil ich in der Lage sein möchte, meinen jungen Verwandten die Besonderheiten der russischen Sprache und Kultur besser erklären zu können.

Und was ist Heimat für Russlanddeutsche, die in Russland wohnen? Das hängt von jeder einzelnen Familiensituation ab, aber in meinem Fall ist diese Frage leicht zu beantworten. Meine Heimat ist Russland, einfach deshalb, weil ich hier fast mein ganzes Leben verbracht habe. Ich bin in Russland geboren und aufgewachsen, auch meine Muttersprache ist Russisch und die russische Kultur ist mir vertraut. Ich kann nicht zu einer „echten Deutschen“ werden, so sehr ich mich auch bemühen würde, weil das Mutterland, die Muttersprache und die Ausgangskultur meine Identität und Mentalität bestimmen. Meine Eltern sind aus familiären Gründen nicht ausgewandert. Für mich ist das auch gut so, denn ich liebe meine Heimat und bin mit ihr eng verbunden. Ich weiß aber auch meine Wurzeln zu schätzen, und wenn ich nach meiner Nationalität gefragt werde, antworte ich mit Stolz, dass ich eine Russlanddeutsche bin und deshalb zu beiden Kulturen gehöre. Die häufigen Bemerkungen, dass ich deutsch aussehe und gut deutsch spreche, nehme ich gerne an. Dann fühle ich, dass ich aus zwei Teilen bestehe, die sich sogar in meinem Äußeren erkennen lassen. Und ich finde es lustig, wie meine Antwort bei den Leuten ankommt, wenn ich in Deutschland nach dem Weg gefragt werde: Sie sind leicht irritiert, teilweise verwundert.

Den „inneren“ deutschen Teil muss ich aber in vielerlei Hinsicht selbst formen und stützen. Leider bin ich nicht zweisprachig aufgewachsen, da es in der UdSSR nach dem Krieg schwierig war, die deutsche Sprache und Kultur zu pflegen.

Deshalb wurde kein Deutsch in den Familien meiner Eltern und später in unserer Familie gesprochen. Jetzt wohnen viele meiner Verwandten in Deutschland, und es ist für mich wichtig, mit ihnen in Verbindung zu bleiben. Das ist ohne gute Deutschkenntnisse nicht möglich. Mein Wunsch ist es, meine zukünftigen Kinder mehrsprachig aufzuziehen, damit sie mit unseren Verwandten sowohl in Russland als auch in Deutschland in Kontakt bleiben können. Das halte ich für meine Familienpflicht. Außerdem ist eine zweite Sprache eines der wertvollsten Geschenke, die Eltern ihren Kindern geben können.

Was die deutsche Kultur anbetrifft, fühle ich mich bei jedem neuen Aufenthalt in Deutschland immer sicherer. Als ich 2006 zum ersten Mal nach Deutschland kam, war ich auch nicht ganz fremd. Ich konnte nur ein paar Sätze, trotzdem bin ich ohne Angst in ein Geschäft gegangen und habe versucht, mich mit dem Verkäufer zu unterhalten: Ich habe keine Sprach- und Kulturbarrieren empfunden. Seit einigen Jahren lerne ich die deutsche Kultur im „Russlanddeutschen Zentrum“ in meiner Region kennen und jetzt auch an der Universität im Deutschunterricht. Ich wünschte, ich könnte öfters in das Land meiner Vorfahren reisen, um die Kultur von innen zu erleben. Bisher bin ich dort nur drei Mal gewesen. Dieses Jahr habe ich ein DAAD-Stipendium bekommen und an Sommerkursen teilgenommen. Ich habe das Land ganz anders als zuvor erlebt, denn mein Deutsch hatte sich verbessert und mir Mut eingeflößt, mich mit den Menschen ungezwungen zu unterhalten.

Deutschland wird auf jeden Fall einen besonderen Platz in meinem Leben und im Leben meiner Kinder einnehmen. Ich bin Mitglied im Jugendring der Russlanddeutschen und habe dieses Jahr mit meinen Freunden einen Deutschklub in Tscheljabinsk gegründet. Wir treffen uns jede Woche, besprechen

alles, was die Klubmitglieder verschiedenen Alters momentan bewegt, wir spielen, trinken Tee und haben einfach Spaß. Aber es gibt eine wichtige Regel: Bei uns darf nur deutsch gesprochen werden. Ich nehme auch an diversen Deutschwettbewerben und Foren für Russlanddeutsche teil. Das ermöglicht mir jedes Mal einen neuen Blick auf meine Identität und bringt mir die Heimat meiner Vorfahren näher. Das heißt aber nicht, dass sich dadurch mein Verhältnis zu meiner Heimat ändert.

Heimat ist die Mentalität, die Kultur, die Muttersprache. Heimat ist da, wo alles bekannt und klar ist, wo sich die erste Schule befindet und wo die Freunde der Kindheit wohnen. Und während des Schreibens dieses Beitrags habe ich noch einen Aspekt entdeckt: Heimat ist nicht dort, wo man sich nicht fremd fühlt, sondern dort, wo man nicht für einen Fremden gehalten wird. Ich fühle mich in Deutschland wohl und wie zu Hause. Dort habe ich mehr Verwandte als in Russland und Kasachstan insgesamt, und alles ist klar und heimisch. Ich brauche aber nur ein Wort zu sagen, dann wissen alle sofort, dass ich fremd bin. Ich würde jedem Einzelnen die ganze Geschichte der Russlanddeutschen erzählen – nicht um zu beweisen, dass in meinen Venen fast nur deutsches Blut fließt und dass mir die deutsche Kultur und Sprache vertraut sind, sondern um zu erklären, weshalb jede Reise nach Deutschland für mich eine Rückkehr zum Ursprung bedeutet und jede Fahrt nach Russland eine Rückkehr in die Heimat ist.

Und genauso, wie die Geschichte beider Länder seit Jahrhunderten eng miteinander verbunden ist, stehen meine zwei Hälften zueinander, deshalb gehört „Russlanddeutsche“ zu einem meiner Lieblingswörter. Ein Teil steht für meine Heimat, während der andere meine Nationalität sowie die Kultur- und Sprachwurzeln bestimmt.

Simon Goebel

## **Weder Da- noch Dortsein**

Wie die Hegemonie des Nationalen  
eine sinnvolle Bedeutung von „Heimat“ verhindert

„Wir sind ein Sieger-Volk, das haben wir in den Genen.“ Wladimir Putin äußerte diese markigen Worte im russischen Wahlkampf 2012. Was aus dem Munde eines deutschen Politikers oder einer deutschen Politikerin für laute Entrüstung in der deutschen medialen Öffentlichkeit sorgen würde, brachte Putin zum Erfolg. Er gewann die Präsidentschaftswahlen mit deutlichem Vorsprung. Das russische Staatsfernsehen nannte ihn den „Beschützer des Vaterlandes“. Nationalismus ist in Russland kein Schimpfwort, er gehört vielmehr zu der verbreiteten Auffassung einer bedeutsamen wiederentdeckten Identität nach dem Ende der Sowjetzeit.

Identität ist wichtig. Sie verleiht einem Menschen Geborgenheit und ein sicheres Gefühl in einer Gruppe, sie schafft Orientierung und Sinn. Der Clou an der Identität aber ist ihre Kehrseite: die Abgrenzung. Eine Gruppe kann nur als Gruppe konstituiert werden, wenn ihre Grenzen klar definiert sind. Es ist keine Neuigkeit, dass solche Grenzen mitunter national und ethnisch gesetzt werden. Es ist auch keine Neuigkeit, dass nationale und ethnische Identitäten einen enormen Mobilisierungsmechanismus in sich tragen. Die Folgen wurden im 20. Jahrhundert in unvorstellbar grausamer Weise aufgezeigt – in Russland, in Deutschland, in der Welt.

Und gerade die Erfahrungen in Deutschland machen die deutsche Öffentlichkeit besonders sensibel für nationale und ethnische Identitäten. Oder etwa nicht? Was ist mit den trotzigsten Forderungen, endlich wieder stolz auf das eigene Land sein zu können? Was ist mit dem offensichtlich recht neuen Trend, Deutschlandfahnen während einer WM oder EM euphorisch in den Gärten zu hissen und die Balkone schwarz-rot-gold zu verkleiden? Was ist mit den immer wieder erzürnten Anwohnern in Ortschaften und Stadtvierteln, in denen ein Flüchtlingswohnheim errichtet werden soll? Was sagte Sarrazin noch gleich von den Genen? Und worum ging es eigentlich in der Leitkultur-Debatte? Es wäre falsch anzunehmen, dass nationale Denkmuster in Deutschland überholt wären. Identifikationsmechanismen in nationaler und auch ethnischer Weise spielen weiterhin eine große Rolle, wenn auch größere Vorsicht in der Formulierung dieser Identitäten geboten zu sein scheint.

In dem soeben dargelegten Kontext muss der Begriff „russlanddeutsch“ doch grundlegend infrage gestellt werden. Der Begriff rekuriert auf eine Identitätskonstruktion, die deutsche „Wurzeln“ im Sinne einer ethnischen Identität mit generationenübergreifender russischer Gebietszugehörigkeit verbindet. Diese hybride Identität, wenn man so will, wurde für viele Russlanddeutsche zum Verhängnis, welche bekanntermaßen weder hier noch dort das Maß an Anerkennung fanden, das zu einem Gefühl von Zugehörigkeit geführt hätte. Obwohl man annehmen sollte, dass heute im Zuge vielfältiger Migrationsprozesse und transkultureller Realitäten, die Akzeptanz hybrider Identitäten zumindest mehrheitlich gegeben ist, erfahren „Russlanddeutsche“ ihre Identität häufig als Hindernis für den Zugang zur Mehrheits-

gesellschaft. Deutsche Medien berichten immer wieder von den Verfehlungen junger Russlanddeutscher, die die Gewaltstatistiken anführten, die durch Machismus auffielen oder sich in Ghettos zusammenrotteten. Es ist von einem Integrationsproblem die Rede. Zumindest in der Berichterstattung deutscher Medien gehören „Russlanddeutsche“ also offensichtlich nicht zu „uns“, sondern werden als „Andere“ typisiert.

Gibt man „russlanddeutsch“ in das Google-Suchfenster ein, in dem automatisch Suchergänzungen vorgeschlagen werden, die auf den Such-Häufigkeiten anderer Google-User beruhen, erscheint zuerst die Ergänzung „probleme“. So wird deutlich, dass „Russlanddeutsche“ sich tagtäglich mit negativen Fremdzuschreibungen konfrontiert sehen. Viele „Russlanddeutsche“ nennen sich daher lieber „Deutsche“, um sich in einer allgemein anerkannten Zugehörigkeitskategorie wiederzufinden. Manche „Russlanddeutsche“ versuchen sich in diesem Sinne gar besonders „deutsch“ zu verhalten; wobei ein „deutsches“ Verhalten freilich nur eine Vorstellung ist, die es in Wirklichkeit nicht gibt. Dass die NPD unter „Russlanddeutschen“ ein Wählerpotenzial entdeckt hat, ist der vielleicht bitterste Beweis, dass die beschriebenen Identitätsfindungsprozesse unter manchen „Russlanddeutschen“ konfliktträchtig bleiben müssen, solange sie sich auf nationale und ethnische Kategorien beziehen. Das Attribut „russlanddeutsch“ kann, ebenso wie die Attribute „russisch“ oder „deutsch“, gar nicht gedacht werden, ohne nationale und ethnische Zugehörigkeiten zu beinhalten, denn es besteht ja ausdrücklich aus diesen Kategorien.

Und so lässt sich ganz leicht sagen, dass solche Identitäten doch abgelegt werden müssten! Und dass man sich doch



mit anderen Dingen identifizieren kann – mit der Familie, mit der Arbeit, mit dem Verein. Lasst doch diese Deutsch-, Russisch- und Russlanddeuschtümelei endlich hinter euch! – Das alles lässt sich leicht sagen, nur umsetzen lässt es sich nicht leicht. Heimat ist nämlich keine klar definierbare Kategorie, Heimat ist ein Gefühl. Und Gefühle schöpfen aus Bedeutungen. Und Bedeutungen wurden gelernt, von Kindesbeinen auf. Und wenn in einer Gesellschaft die meisten Leute mit Inbrunst sagen: „Wir sind stolze Russen!“, dann kann man als Russlanddeutscher nicht mitreden. Und wenn man in die andere Gesellschaft geht, die man ja auch im Namen trägt, und die meisten sagen mit entschlossenem Eifer: „Wir schämen uns nicht mehr, Deutsche zu sein!“, dann kann man auch nicht mitreden. Aber man lernt, wie wichtig diese Kategorien „russisch“ und „deutsch“ sind. Und statt beides zu sein, ist man keines von beidem.

Das Gefühl, dort, wo man lebt, beheimatet zu sein, hängt also maßgeblich davon ab, welche Bedeutungen von Heimat, von Herkunft, von Nation und Ethnie am jeweiligen Ort vorherrschen. Und diese Bedeutungen sind hier wie dort stark auf die Nation fokussiert. In der Migrationsforschung wird darüber hinaus berichtet, dass sich Menschen, die migrieren, aufgrund von vielfach erfahrener Nicht-Anerkennung ihres Da- und nicht Dortseins verstärkt auf nationale, ethnische oder religiöse Identitäten ihrer Herkunftsländer oder der Herkunftsländer ihrer Eltern oder Großeltern beziehen. Sie grenzen sich damit bewusst von ihrer direkten Umwelt ab und setzen ihre Heimat in die Ferne. Dass hierbei Gefühle von Zerrissenheit entstehen, liegt nahe. Der sichere Hafen ist unerreichbar, die Gruppe, der man sich zugehörig fühlt, ist nicht diejenige, mit der man zusammenlebt.

Integration kann demnach nicht bedeuten, Menschen „deutsch“ zu machen oder „deutsch-türkisch“ oder „russlanddeutsch“. Es gilt vielmehr die Bedeutungen zu ändern. Solange der Staat als Nation überhöht wird und solange Menschen ethnisch kategorisiert werden, kann es keine Heimat unabhängig von Nation und Ethnie geben. Solange hier keine Bedeutungsverschiebungen stattfinden, bleibt Heimat in einer globalisierten Welt, in der Migration Normalität ist, ein fragiles Gefühl, das zerbricht, sobald der Lebensmittelpunkt von der Wolga zum Rhein oder vom Schwarzen Meer zur Nordsee verlegt wird.

Was Heimat braucht, ist Anerkennung, nicht bloß Toleranz. Und sie braucht Dialog, nicht bloß eine Wohnung. Heimat braucht keine Nation und keine Wurzeln, sie braucht Freundschaft und Empathie.

Yuliya Grechukhina

## Borsch und Heiligabend

Ich weiß nicht mehr, welches Datum wir hatten, welche Jahreszeit oder wie das Wetter draußen war, aber ich weiß, dass es ungefähr drei Jahre nach meiner Einreise nach Deutschland gewesen sein muss. Damals ertappte ich mich bei dem Gedanken, mehr auf Deutsch als auf Russisch zu denken. Nicht zu sprechen, denn in der Schule und mit Freunden wurde selbstverständlich in der Amtssprache und zu Hause mit der Familie in der Muttersprache gesprochen. Ich meine das stille Sprechen zu sich selbst. Wenn man auf einmal ganz klar realisiert, dass das Denken überwiegend in der Sprache des Landes erfolgt, in das man vor kurzer Zeit mit einer einzigen Reisetasche eingewandert ist, kann man den Zustand, in dem man sich befindet, als „leicht durcheinander“ bezeichnen – und das ist eine Untertreibung. Es ist ein schwer zu beschreibendes Gefühl, das jemand, der von Geburt an eine einzige Sprache spricht, nicht nachvollziehen kann.

Aber ich versuche es begreiflich zu machen: Es handelt sich um eine Mischung aus Stolz, Machtlosigkeit und Verwirrung. Wenn man im Kopf so weit ist, dass man mehr in der Sprache des Einwanderungslandes denkt als in der Muttersprache, ist man selbstverständlich stolz, sich so gut und vor allem schnell integriert zu haben. Man hat das Ziel erreicht, von dem in den politischen und gesellschaftlichen Debatten, aber auch in den Sprachkurs-Pausen und in Aufnahmeheimen für Migranten ununterbrochen gesprochen wird.

Kein Wort hört ein Migrant so oft wie das Wort „Integration“. Machtlos fühlt man sich, weil man merkt, dass man seinem Kopf nicht befehlen kann, welche Sprache er beim Denken benutzen soll. Ist der Wechsel von der Muttersprache in die neue Sprache einmal passiert, ist das eine unumstößliche Tatsache und es gibt kein Zurück mehr, allein aus kognitiver Perspektive gesehen. Diese Fremdbestimmung durch sein eigenes Gehirn zu realisieren ist schwer. Die Verwirrung ergibt sich schließlich aus dem Chaos der Gedanken auf Russisch und auf Deutsch, die man sortieren lernen muss. Rückblickend, ungefähr sieben Jahre später, würde ich diese Phase meiner Jugend nicht mit einem Identitätsverlust in Verbindung bringen, sondern eher als eine identitätsstiftende Phase bezeichnen. Als Teenager sieht man das ganz anders, denn damit kommt in der ohnehin schon harten Zeit der Pubertät noch ein weiteres Problem hinzu, das man zu bewältigen hat. Wenn man auf Deutsch denkt, sondert man sich irgendwie von denen ab, die zur eigenen Familie gehören und vom ersten Tag in Deutschland das eigene soziale Umfeld gebildet haben. Das tut man erst nicht offen, nur im Kopf. Man hört die ältere Generation von Integration sprechen, erlebt aber gleichzeitig, dass sie recht wenig dafür tut, da sie ausnahmslos russisch spricht. Die jüngeren Generationen sind diesbezüglich gespalten: Einige haben viele deutsche Freunde und erlernen die Sprache durch die tagtägliche Übung sehr schnell; andere verbringen ihre Freizeit und die Pausen auf dem Schulhof nur mit ihresgleichen und schließen sich automatisch aus.

So fand ich mich mit meinem überwiegend deutsch denkenden Gehirn in einem Spagat zwischen den Kulturen wieder – zwischen der Kultur, in der ich die ersten vierzehn Jahre

meines Lebens verbracht hatte, und der, in der ich den Rest meines Lebens verbringen muss und mittlerweile will. Befindet man sich in dieser Lage, wird das Leben nicht einfacher. Man hinterfragt die Gespräche der Erwachsenen ständig, denn darin schwingt immer dieser selbst geschaffene Ausschluss mit – zum Beispiel beim Gebrauch des Ausdrucks „die Deutschen“. Meistens ist schon in der Tonlage eine Abgrenzung zu hören. Warum die Abgrenzung? Ich verstand es zunächst nicht, vor allem wenn Russlanddeutsche von „den Deutschen“ sprachen, denn sie waren für mich Deutsche, sie nannten sich doch auch so. Wenn die älteren Generationen in den Aufnahmelagern mit den Kindern in ihrem Dialekt sprachen, sonderten sie sich von uns, die wir eingewanderte Kontingentflüchtlinge aus der Ukraine waren, ab: Sie sprachen miteinander „deutsch“. Sobald sie aber ins Russische wechselten, war schon wieder von „den Deutschen“ die Rede, was mich damals sehr irritierte: Ich fand, dass beide Einwanderergruppen das Recht haben, sich in diesem Land aufzuhalten, beide hatten einen einwanderungspolitisch absolut legalen Grund. Keine der Gruppen war schlechter als „die Deutschen“, von denen so oft die Rede war. Der Unterschied zwischen dem Recht, hier zu leben, und dem Gefühl bei Vertretern der älteren Generationen, anders zu sein als die Einheimischen, wurde mir erst später klar. Auch die Gefühlslage der Erwachsenen konnte ich erst nachvollziehen, als ich selbst erwachsen wurde.

Theoretisch haben Migranten die gleichen Zugangsmöglichkeiten zu Bildungsstätten, Freizeitaktivitäten oder anderen sozial relevanten Bereichen wie die hier geborenen Staatsbürger. In der Praxis, der zwischenmenschlichen Interaktion zwischen den Kulturen, sieht es jedoch ganz anders aus.

Dazu fällt mir spontan eine Geschichte aus dem Alltag einer Migrantin ein: Meine Mutter und ich unterhielten uns an der Obsttheke in einem Lebensmittelladen darüber, was wir noch einkaufen müssen. In unserer Muttersprache. Ein älterer Herr sagte ziemlich plump und beleidigend, wir sollten Deutsch lernen, damit wir über ihn in der Amtssprache lästern können. Daraufhin erstarrte meine Mutter mit den Äpfeln in der Hand zur Salzsäule, und ich erklärte dem Herrn in meinem akzentfreien Deutsch, wir könnten uns gerne auch in der Amtssprache über das Obst unterhalten, auf Russisch ginge es allerdings schneller.

Würden sich Menschen in die Position des anderen hineinversetzen, kämen solche Auseinandersetzungen sicherlich nicht zustande. Doch Menschen handeln, sprechen und reagieren impulsiv, aus dem Affekt heraus, ohne sich in ihren zwischenmenschlichen Aktionen auf integrationspolitische Gesetze oder Regelungen zu beziehen. An dem menschlichen Naturell wird sich nichts ändern. An dem Gefühl der Migranten und der Deutschen auch nicht.

Integration gibt es als individuelle Arbeit und als Leistung des Staates, der die Entscheidung trifft, bestimmten Migrantengruppen einen dauerhaften oder langfristigen Aufenthalt zu gewähren. Ich erinnere mich gut daran, wie ich mich mit fünfzehn Jahren in meinem Zimmer eingesperrt habe, um Goethes „Faust“, für mich damals der Inbegriff der deutschen Sprache, laut vorzulesen: Ich wollte zwanghaft meinen verräterischen Ostblock-Akzent loswerden. Beim ersten Anlauf, „Faust“ zu lesen, habe ich zunächst nur Laute wahrgenommen, dann habe ich einzelne Wörter verstanden. Erst beim dritten Anlauf war es eine echte Lektüre: Es fiel mir nicht mehr schwer, die einzelnen Sinnabschnitte zu

verstehen. So sieht mein Bild von einer aktiven Integration aus, die im Idealfall von dem Migranten selbst ausgehen sollte. Aber kann man den Willen, sich zu integrieren, den ich als junges, in der Schule aufgrund der Sprachbarrieren ausgegrenztes Mädchen an den Tag legte, auch von einem erwachsenen Migranten erwarten? Insbesondere wenn man bei seinem ersten Versuch, sich in die neue Gesellschaft einzugliedern, beim Arbeitsamt den Kommentar zu hören bekommt: „Schön, dass Sie einen Doktor in Ingenieurwesen vorzuweisen haben, aber ich kann Ihnen leider momentan nur eine Putzstelle anbieten.“

Auch die Leistung des Staates in Fragen der Integration ist ein heikles Thema. Das Angebot an Sprachkursen, integrativen Maßnahmen und weiterbildenden Kursen ist groß. Doch erreicht es nicht viele, da nicht alle Migranten die erforderliche Motivation mitbringen. Zudem ist die Transparenz der Inhalte fraglich, da sich die beiden Seiten nur bedingt verstehen.

Würde man mich nach meiner Heimat fragen, würde ich weder Deutschland noch die Ukraine als solche bezeichnen. Ja, ich habe elf Jahre meines vierundzwanzigjährigen Lebens in Deutschland verbracht und seit einem halben Jahr einen deutschen Pass und keine ukrainische Staatsbürgerschaft mehr. Einheimische fühlen sich von mir auf den Arm genommen, wenn ich ihnen erzähle, dass ich in der Ukraine zur Schule gegangen bin und dort meine frühkindliche Sozialisation erlebt habe, oder wenn ich plötzlich ohne Vorwarnung ins Russische wechsle. Die mit mir eingewanderten Personen verstehen nicht, wie ich in so kurzer Zeit die neue Sprache erlernen und die andere kein bisschen verlernen konnte.

Diese Aufzählung könnte den Eindruck einer leicht marginalisierten Persönlichkeit hinterlassen. Die bin ich aber

nicht. Meine Heimat ist kein Ort, kein bestimmtes Land oder eine durch Grenzen separierte Stadt. Es ist ein Gefühl, das sich situationsabhängig tagtäglich in mir bemerkbar macht – zum Beispiel, wenn ich bei meiner Mutter „Borsch“ esse; wenn ich beim Wort „Weihnachten“ an Heiligabend, den 24. Dezember und nicht an den 6. Januar denke; wenn ich im Fernseher bei Szenen in russischer Sprache den deutschen Untertitel nicht beachte; wenn ich morgens vom Telefon geweckt werde, mich in Gedanken auf Deutsch frage, wer es sein könnte, und im nächsten Moment in ein Gespräch mit meiner Mutter auf Russisch verwickelt bin; wenn ich nicht jedem von meinem Migrationshintergrund erzähle, weil keiner, ohne meinen Nachnamen zu kennen, sich die Frage stellen würde ...

Man erleidet keinen Heimatverlust, wenn man zwischen den Kulturen steht und sich in beiden wohl bzw. diesen zugehörig fühlt. Man macht keinen Identitätsverlust durch, wenn man in ein anderes Land auswandert, sondern erfährt eine Identitätsbereicherung. Und wenn diese Aspekte harmonisch in einem Menschen vereinbart werden, müssen wir Integration nicht mehr definieren, dann leben wir sie.



Alexander Hecht-Glaskov

## Ameisendilemma

„Russlanddeutscher“ ist ein komisches Wort. Es ist wie „kanadischer Chinese“ – nur ohne Leerzeichen dazwischen. Warum sagt man eigentlich nicht Kanadachinese?

Bis zum sechsten Lebensjahr war ich fest davon überzeugt, dass ich Russe bin. Na ja, nicht so ganz, ich habe mich eigentlich gar nicht gefragt, wer ich bin. Ich wusste, ich lebe in Russland, Russland ist groß auf dem Globus, und ich war irgendwo auf der roten Fläche. Ich spielte irgendwo auf diesem großen Fleck mit meinen Freunden Krieg, meistens unsere Rote Armee gegen Deutsche. Und ich war zufrieden mit der Welt und der sphärischen Form des Globus. Als Kriegsplatz diente die Baustelle neben unserem Haus. Eine Familie von Alkoholikern hatte das Haus zehn Jahre lang gebaut, bis mein Vater das nicht vollendete Kunstwerk der sibirischen Architektur aufkaufte, es abriß und eine Kartoffelplantage darauf packte. Meine Freunde waren traurig, und ich konnte im Winter mehr Backkartoffeln essen.

Solange es aber noch eine Baustelle auf der roten Fläche des Globus war, war das Gelände unser bester Spielplatz. Hinter dem zukünftigen Palast von arbeitslosen Alkoholikern befand sich ein Grundstück. Im Gewächs von Unkräutern gab es einen großen Ameisenhaufen. Da lebten rote Ameisen, und da sie rot waren, waren sie selbstverständlich auch unsere Rote Armee. Mein Kumpel Oleg und ich beobachteten sie oft und steckten manchmal einen dünnen Ast in den Haufen.

Die Ameisen dachten, das wäre etwas Böses vom Himmel, und versuchten es mit ihrer Säure zu betäuben. Wir hielten den Ast eine Weile hinein, zogen ihn nach einer Weile heraus, schüttelten die Mutigsten ab und leckten daran. Er war sehr sauer. So stellten wir unsere eigenen Lutscher her, bis ein paar Jahre später süße „Chupa-Chups“ nach Sibirien kamen.

Wir benutzten aber den Haufen nicht nur, um eigene Biosüßigkeiten herzustellen, sondern auch, um historische Fakten zu beweisen. Eine Straße weiter gab es einen anderen Ameisenhaufen. Da waren die Ameisen jedoch schwarz und größer. Das waren die Deutschen. Wir liefen immer wieder hinüber zu dem Haufen der deutschen Ameisen, pickten uns die größten heraus und steckten sie in eine Streichholzschachtel. Ab da war die Zeit der ausgewählten Besten gezählt. Wir rannten damit ganz schnell zu den Roten zurück, schmissen sie auf die Spitze des Haufens und beobachteten das Schauspiel. Die Deutschen kämpften immer sehr tapfer, sie waren auch sehr stark. Ich glaube, vier bis sechs rote Ameisen waren nötig, um eine Schwarze auszuschalten. Irgendwann verschwand das schwarze Team unter dem wimmelnden roten Teppich. Die Roten waren einfach in der Überzahl und hatten natürlich Heimvorteil.

Nach so einem – zugegeben unfairen – Kampf kam ich nach Hause und erzählte meiner Mutter davon in der Küche, während sie das Geschirr spülte. Als ich mit der Geschichte fertig war, schaute sie mich an und sagte: „Aber es ist dir klar, dass du deine eigenen Leute ermordet hast?!“ Ihre Hände blieben dabei im Wasser und erledigten die Spülroutine.

Ich schaute sie an und verstand nur Bahnhof: „Wie? Wir haben doch die schwarzen Ameisen zu den Roten gebracht“, wiederholte ich. „Die Deutschen zu unseren!“

„Du bist doch auch deutsch.“ Sie schaute in meine Richtung, die Hände blieben weiterhin im Wasser.

„Ich?“, fragte ich erstaunt nach einer kurzen Pause.

„Ja, du. Wie heißt du mit dem Nachnamen?“

„Gecht“, antwortete ich.

„Hast du dich schon mal gefragt, was es bedeutet?“, fragte die Mutter.

„Nein“, sagte ich und fühlte, dass mit meinem Namen irgendetwas nicht stimmte.

„Gecht oder deutsch ausgesprochen ‚Hecht‘ bedeutet ‚schjuka‘ auf Russisch. Der Hecht ist ein Fisch. Dein Nachname ist deutsch.“

Wie soll ich diesen Moment am besten beschreiben? Die Welt brach nicht zusammen, aber der Globus stand plötzlich auf dem Kopf. Mein Leben lang beförderte ich meine eigenen Leute zum unvermeidlichen Tod. Todeskommando ohne eine einzige Überlebenschance. Ich wollte gar nicht wissen, wie viele ich in der Streichholzsachtel zu den Roten hinüber transportiert hatte.

Ich stand eine Weile in der Küche, und alles ging mir durch den Kopf: der Globus mit der großen roten Fläche, die schwarzen und die roten Ameisen und hinterher der saure Ast-Lutscher ...

„Du bist aber auch nicht nur deutsch und russisch“, sagte meine Mutter und holte mich aus meinen Gedanken.

„Wie?“ Mein sechsjähriges Gehirn erreichte so langsam seine Höchstleistung und hatte mittlerweile genug von Selbsterkenntnissen.

„Du bist auch Ukrainer“, setzte meine Mutter eins drauf.

„Wie geht denn das?“

„Ich heiÙe mit Nachnamen Glaskova. Mein Vater, dein Großvater, war Russe. Meine Mutter, deine Oma, heiÙt Savtschenko. Ko am Ende bedeutet, dass es ein ukrainischer Name ist. Ich bin halb Russin, halb Ukrainerin. In mir flieÙt nicht nur ein Blut. Dein Vater ist deutsch, weil seine Mutter und sein Vater deutsch sind. Das bedeutet, du bist Russe, Ukrainer und Deutscher.“

Ich war etwas überwältigt von der Anzahl der „Blute“ in mir. Neue Informationen über meine Identität beförderten mich wieder in meine Gedanken, weit weg von der Realität. Ich war zwar noch nicht auf der Schule, aber ich beherrschte schon die einfachste Mathematik. Wenn die Mutter Lehrerin ist, fängt die Schule sehr früh an und später hört sie leider nie auf.

„Wenn du Russin und Ukrainerin bist, dann fließen in dir zwei ‚Blute‘. In Papa flieÙt ja nur ein Blut, weil er deutsch ist. Das heiÙt in mir fließen drei ‚Blute‘“, fand ich heraus.

„Ja, genau!“, bestätigte meine Mutter.

Ich dachte wieder eine Weile nach.

„Wenn Papas Blut irgendwann aus ist, dann gebe ich ihm eins von meinen drei ab“, beschloss ich.

„Ja, das ist doch eine super Entscheidung“, sagte meine Mutter und spülte weiterhin das Geschirr. Nach ein Paar Tellern fügte sie hinzu: „Und lass die Ameisen in Ruhe. So etwas darf man nicht machen!“

Kristina Holzapfel

## **Egal, wo – etwas, das in der Zukunft liegt**

Sieht man sich gängige Definitionen des Begriffs „Heimat“ an, so merkt man schnell, dass es die eine Definition, die allgemeingültige Sicht, das gängige und gültige Konzept von Heimat nicht gibt. Heimat ist für mich ein Ort, für dich ein Gefühl, für jemand anderen ein Geruch oder eine Erinnerung. Wir haben unterschiedliche Ansichten von dem, was wir mit dem Wort „Heimat“ verbinden. Ob wir diese Heimat lieben oder vermissen, ob wir sie bewusst verlassen oder hassen – unabhängig von unserer Einstellung spielt sie in unserem Leben und in unserem Selbstverständnis eine entscheidende Rolle. Heimat ist der Ort, woher wir kommen, ein geografischer oder ein emotionaler Ort, ein Zeitpunkt oder ein Orientierungsraum. Heimat liegt hinter uns ... Oder?

Dascha sitzt mir gegenüber: „Dreizehn Jahre“, sagt sie selbst erstaunt, „genau die Hälfte meines Leben lebe ich hier. Und die andere habe ich dort gelebt. Was da jetzt meine Heimat ist? Eigentlich ... ist für mich Heimat etwas, das in der Zukunft liegt.“

Ich greife zu meinem Tabakbeutel, drehe mir eine Zigarette und suche meine Umgebung mit den Augen nach einem Feuerzeug ab. Auch für mich ist es das erste Mal, dass ich mich bewusst mit dieser Frage nach der Heimat beschäftige. Aber mein Begriff von Heimat ist wohl eher konservativ: Heimat als ein Raum in der Vergangenheit, der Ort, an dem ich aufgewachsen bin.

„Als ich ein Kind, eine Jugendliche war, im Westen des Altai, da war ich zu jung, um mir Gedanken über Heimat zu machen“, erzählt Dascha. „Da waren Zöpfe wichtig und bunte Fingernägel, Hausaufgaben und der Streit mit meinem Bruder. Und dann, als ich im Flugzeug nach Deutschland saß, als plötzlich alles anders war, wer hatte da schon Zeit, sich damit zu beschäftigen, was Heimat heißt? In Deutschland gab es ganz andere Probleme. Deutsch war mein größtes. Mama sprach irgendeinen deutschen Dialekt, den in Deutschland kein Mensch verstand. Mein Vater tat sich auch nach Jahren noch schwer mit den einfachsten Erledigungen und wurde mehr und mehr von meiner Mutter abhängig. Und meinem Bruder, der erst sechs war, als wir nach Deutschland kamen, gelang es nicht, die Lehrer zu ignorieren, die ihn auf der Hauptschule sehen wollten. Und so landete er genau dort und hat bis heute vor allem Freunde, die ihre behütete Kindheit in Russland zurücklassen mussten und jetzt ihre Zukunft im Schnaps suchen. Ich hatte beides. Eine wunderschöne Kindheit bei Opa und Oma in Russland. Und eine manchmal grausame, aber mich abhärtende Jugend mit meinen Eltern in Deutschland. Schöner war die Kindheit. Aber die Kindheit ist immer schöner, sie ist einfach weiter weg und deshalb erscheint sie verklärter. Abgesehen von den ersten zwei Jahren in Deutschland war auch meine Jugend schön. Ich erkämpfte mir meinen Platz auf dem Gymnasium und auch den in meinem Freundeskreis und gewann so an Selbstbewusstsein und Freude an meinem ganz eigenen Leben. Es ist eine komische Vorstellung, die eine Hälfte des Lebens in einem anderen Land, in einer anderen Gesellschaft und einer anderen Zeit gelebt zu haben, und jetzt hier zu sein und zu begreifen, dass sich das Leben der Kindheit

immer weiter entfernt. Das ist irgendwie traurig, weil man es nicht aufhalten kann: Mit dem Älterwerden rückt nicht nur die Kindheit weiter weg, sondern auch das Leben in dem Land der Kindheit. Mir hat es immer vor dem Moment gegraut, in dem ich sagen werde: ‚Jetzt lebe ich schon genauso lange in Deutschland, wie ich in Russland gelebt habe.‘ Und jetzt ist es so weit. Irgendwann werde ich sagen: ‚Jetzt lebe ich schon doppelt so lange in Deutschland, wie ich in Russland gelebt habe.‘“

Ich angle ein Streichhölzchen aus dem Kästchen, ratsche es über das Feld. Dascha unterbricht sich selbst kurz, um einen Schluck zu trinken.

„Ich weiß nicht, was Heimat für mich heißt“, fährt sie fort, „ich glaube, ich brauchte bisher keine Heimat. Ich war als Kind in Russland zu Hause, und für mich gab es den Gedanken nicht, dass das anders sein könnte. Und ja, meine Kindheitserinnerungen sind anders als die meiner jetzigen Freunde. Wenn wir über unsere Kindheit sprechen, wundere ich mich oft darüber, wie nah einigen Menschen diese Zeit ist. Sie sind bis heute vertraut mit den Orten ihrer Kindheit, ihre Eltern wohnen in der Wohnung, in der sie ihre ersten Schritte getan haben, und die Grundschullehrerin treffen sie nachmittags beim Spaziergang mit dem Hund. Keiner meiner Freunde lebt noch bei den Eltern, die meisten nicht einmal mehr in der Stadt ihrer Kindheit oder Jugend. Aber dennoch haben sie etwas, sie haben eine Welt mit Bildern, Gerüchen und Emotionen, die immer noch die reale Welt ist. Andere meiner Freunde haben ihre Kindheit auch in einem anderen Land verbracht, ob in Russland, Polen oder Marokko. Ihre Kindheit ist in ihrer Erinnerung anders. Sie ist abgeschieden von dem jetzigen Leben, für alle Außenstehenden

nicht zugänglich. Ich glaube, sie wird nicht thematisiert, weil sie viel privater, viel emotionaler ist als die Kindheit meiner deutschen Freunde. Meine Kindheit ist eine Welt, die nur noch in meinem Kopf existiert und zu welcher der einzige Zugang meine Oma ist.“

„Und ist jetzt Deutschland deine Heimat?“, hake ich nach.

„Aber klar, ich lebe hier mein komplettes erwachsenes Leben und ein bisschen mehr. Ich lebe hier gerne, und mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit werde ich immer hier leben. Aber ist das Heimat? Ist Heimat einfach der Ort, an dem man lebt? Nein, Heimat soll doch auch etwas Emotionales, etwas Einnehmendes, etwas Schönes und ein bisschen Illusorisches sein.“

Ich muss lachen. So wie Dascha Heimat versteht, klingt es plötzlich etwas altbacken. Vielleicht ist es altbacken. Aber ist es deshalb schlecht? Was ist Heimat, und warum braucht man sie überhaupt? Und wenn wir keine Heimat brauchen, was brauchen wir dann? Identität? Selbstbewusstsein? Geschichte? Kultur? Religion? Oder einfach irgendetwas, an dem wir uns festhalten können? Wenn wir Heimat brauchen, dann in welcher Dosis? Ich frage weiter, und Dascha antwortet: „Wie viel Heimat der Mensch braucht? Ich glaube, so etwas wie Heimat braucht kein Mensch. Heimat ist ein Begriff. Und wie ich finde, kein schöner. Ein Begriff, der viel zu abgegriffen ist, viel zu negativ konnotiert, viel zu oft instrumentalisiert. Für mich schwingt bei Heimat immer etwas sehr Aggressives mit: „Wo ist deine Heimat?“, „Warum habt ihr eure Heimat verlassen?“ oder „Geh doch wieder in deine Heimat zurück!“. Selbst wenn ich alle für mich positiven Aspekte, die den Begriff Heimat charakterisieren, sammle, dann sind das ganz viele Abstrakta: Vertrautheit, Verlässlichkeit, Sicherheit,



Zuneigung, Orientierung. Ich glaube diese Abstrakta sind keine Heimat, sondern Werte, die man in seinem Leben finden muss. Meine Kindheit und Jugend – hier wie dort – waren wunderschön. Aber sie haben mir keine Heimat, dafür jedoch meine ganz eigene Identität gegeben, mit der ich in der Zukunft meine Heimat erbauen kann. Egal, wo.“

Matthias van den Höfel

## Heimat – ohne Kompromisse

*„Leute ziehen fort, weil sie die Unsicherheit nicht mehr aushalten. Weil das Gefühl sie zermürbt, dass sie sich noch so abmühen können und trotzdem nichts erreichen werden, dass das, was sie in einem Jahr aufbauen, andere in einem Tag wieder einreißen werden. Weil sie nicht mehr an die Zukunft glauben, nicht für sich und schon gar nicht für ihre Kinder. Weil sie zu dem Schluss gekommen sind, dass sich nie etwas ändern wird, und dass Glück und Wohlstand nur anderswo zu finden sind.“*

Yann Martel

Der erste Mensch in meinem Leben, mit dem ich wirklich über Heimat gesprochen habe, war Josette. Ich war damals 23, hatte nach vielen frustrierenden Erfahrungen im Studium und im restlichen Leben eine Pause eingelegt und habe das gemacht, was man früher „work & travel“ nannte und heute (ist das so viel besser?) als „working holiday“ bewirbt:

ein Jahr Aufenthaltsgenehmigung und Arbeitserlaubnis für Kanada. Das heißt: herumreisen, Leute kennenlernen, sich durch Jobs vor Ort über Wasser halten. Gleich in der zweiten Woche landete ich bei Josette; sie war gebürtige Französin, hatte aber Frankreich im Alter von 19 Jahren verlassen und für die nächsten dreißig Jahre in ihrem Leben keine Ruhe gefunden. Es länger als zwei Jahre an einem Ort auszuhalten war ihr unmöglich; sie hatte in Neuseeland, Mexiko, England, Nigeria, Chile und den USA gelebt. Und dann war sie hier gelandet: Denman Island, eine kleine Insel zwischen Vancouver Island und dem kanadischen Festland, vom offenen Pazifik abgeschirmt und doch ganz nah am Ozean. Hier lebte sie nun in ihrem Haus, seit fast 15 Jahren.

„Irgendwann kommt immer dieses Gefühl: Hier wirst du nicht glücklich“, erklärte sie mir, als wir an einem der ersten Tage meines Aufenthalts an ihrem knorrigem Holztisch in der pink und pastellgrün gestrichenen Küche saßen. „Ich hatte immer diese Sehnsucht danach, neu anzufangen, sagte sie, das kam immer schon nach ein paar Monaten, manchmal nach ein paar Wochen. Manchmal war es ein Blick von einem Einheimischen, manchmal die tägliche Fahrt mit dem immergleichen Bus, die mir zu viel geworden sind. Und dann musste ich weg.“

Sie blickte lange aus dem Fenster auf ihren kleinen Gemüsegarten. „Ich hatte immer das Gefühl, festzustecken“, sagte sie nach langem Schweigen, „und irgendwie auch das Gefühl, fremdbestimmt zu sein, fremdbestimmt zu werden von diesem Ort, von den Menschen, die sich ein festes Bild von mir gemacht hatten, die Erwartungen an mich hatten, die ich einfach nicht erfüllen wollte. Also bin ich wieder weg. Auf der Suche nach einer Heimat. Weißt du, Heimat ist für mich dort,

wo man keine Erwartungen an mich hat, wo ich sein kann, ohne auf eine bestimmte Art sein zu müssen.“ Sie sah mich an. „Wie ist das bei dir“, fragte sie. „Wo ist deine Heimat? In Deutschland kann sie nicht sein, oder? Wärs du sonst weg?“

Dreieinhalb Jahre später. Über einen E-Mail-Verteiler erreicht mich die Ausschreibung. „Was ist Heimat?“, will man von mir wissen. Ganz einfach, denke ich. Sofort fällt mir Josette ein. Ich will von ihr erzählen, und innerhalb von Sekunden entsteht die erste Skizze in meinem Kopf. Doch dann lese ich weiter. Es soll um Russlanddeutsche gehen. Das wäre nun wirklich nicht mein erster Gedanke gewesen. Ich komme ins Grübeln – und beginne zu recherchieren.

Was ich über die Schicksale vieler Russlanddeutscher lese, macht mich betroffen: Die Ausgrenzung in Russland, die Rückkehr vieler von ihnen nach Deutschland, das ihnen so lange als ihre eigentliche Heimat unter die Nase gerieben worden ist, das ihnen und dem sie aber fremd geworden sind. Ein Land, das doch ihre Heimat sein soll und das sie behandelt wie Einwanderer, das heißt leider oft: wie Fremde.

Aber auch das, was ich über die Ursprünge der Russlanddeutschen und über die Auswanderungen lese, geht mir nahe. Menschen, die ihr Heimatland aufgeben, weil sie dort nicht mehr überleben können. Menschen, die mit Versprechungen in ein anderes Land gelockt worden sind und dann ankommen und sich fragen: Das soll es sein? Hier sollen wir von nun an leben? – und am liebsten wieder umkehren würden. Wie muss das sein – ein Aufbruch, der ein endgültiger ist, von dem man nicht einmal weiß, ob man das Ziel erreicht, geschweige denn, wie es am Ziel aussieht? So ein Aufbruch ist nicht nur einer ins Ungewisse, sondern ein Bruch

im wahrsten Sinne des Wortes, ein Bruch mit dem bisherigen Leben.

Kann es so etwas für uns heute noch geben? Natürlich gibt es das auf dieser Welt in großer Zahl: Menschen, die sich Schleppern anvertrauen, die in viel zu volle Boote steigen, um einen Kontinent zu erreichen, von dem sie sich ein neues, jedenfalls ein besseres Leben versprechen. Mädchen und Frauen, die von einer Zukunft ohne Existenzängste träumen und dann in der Zwangsprostitution landen. Gastarbeiter, die nicht mehr als die vage Hoffnung haben, irgendwann mit viel Geld zu ihren Familien zurückzukehren.

Aber für uns im Wohlstand aufgewachsene Kinder des Westens? Was macht das mit unserem Blick auf das Leben, auf die Welt, wenn wir nie mit solch existenziellen Entscheidungen, nie mit solchen Notlagen konfrontiert werden, weil wir immer die Gewissheit haben, dass wir uns auch einfach treiben lassen können, womit es uns vielleicht nicht gut, aber auch in den meisten Fällen nicht lebensbedrohlich schlecht gehen wird? Und was bedeutet das für unseren Umgang mit Leuten, deren Situation wir gar nicht mehr nachvollziehen können?

Katharina die Große sagte damals: Kommt her, aber behaltet eure Kultur, bleibt bloß unter euch. Wir wollen nur eure Arbeitskraft, und das heißt: nicht euch. Heute ist die Perspektive, die Botschaft eine andere, geradezu eine gegenteilige: Wenn ihr hierherkommen wollt (so lässt man es Immigranten wissen), dann werdet heimisch dadurch, dass ihr so werdet wie wir, dass ihr von uns ununterscheidbar werdet, sonst kann das hier nicht eure Heimat werden. Vielleicht ist das die Arroganz derer, die in ihrem Leben nie mit der Entscheidung konfrontiert worden sind, ihre Heimat zu verlassen, und die

sagen: Na ja, du hast es dir ja selbst ausgesucht, hierher zu kommen, also spiel gefälligst nach unseren Regeln.

Diese heutigen Integrationsappelle sind Aufforderungen zur temporären Heimatlosigkeit: Du bist aus deinem Geburtsland hierher gezogen, nun gib auf, was dich damit verbindet und gleich dich uns an, und wenn du dich ausreichend bewährt hast, denken wir darüber nach, ob wir dir erlauben, das hier als deine neue Heimat zu bezeichnen.

Wie sah das damals aus, bei der ersten Generation der Russlanddeutschen? Etwas zynisch könnte man sagen: In dieser Hinsicht ging es den deutschen Auswanderern besser. Sie wurden nicht mit irgendwelchen Forderungen zur Aufgabe ihrer Identität belästigt. Vielleicht war es ja wirklich für viele Auswanderer zumindest kurz- oder mittelfristig eine gute Lösung, oder zumindest eine Lösung, die ihr Leben und das ihrer Familie gerettet und gesichert hat. Das kann ich nicht beurteilen. Ich denke aber, dass wir Menschen die Möglichkeit brauchen, anzukommen und heimisch zu werden; dazu gehört zum Beispiel, sich an neuen Gegebenheiten ausrichten zu können, sich weiterzuentwickeln, statt in einer Blase gefangen zu sein, in der die eigene Kultur künstlich konserviert wird und Identitätsfragen aufgeschoben und vertagt werden, bis sie zum Spielball in politischen oder kriegerischen Auseinandersetzungen werden können.

Heimat heißt auch: Ohne Kompromisse, ohne Ausklammern – Heimat ist ein Ort der Vorbehaltlosigkeit. Wir wollen als die angenommen werden und leben können, die wir jetzt, in diesem Moment sind. Darum ging es Josette bei ihrer ruhelosen Suche nach einem Ort, der sie wirklich einfach nur so sein lässt, wie sie ist. Und genau das, ein solcher Ort, wurde den Russlanddeutschen vorenthalten. Sie wurden in

Russland als „Deutsche“ behandelt und ausgegrenzt; durch die Konservierung ihrer Kultur wurde ihnen die Möglichkeit genommen, ihre eigene Geschichte zu schreiben, sich im Dialog mit ihrer Umgebung weiterzuentwickeln und nicht auf eine Vergangenheit festgeschrieben zu werden.

Die Folgen einer solchen Politik des Vorenthaltens sind so offensichtlich wie tragisch: Statt vorbehaltlose Heimat zu erfahren, leben und lebten die meisten Russlanddeutschen in einem Zustand der Heimatlosigkeit: in Russland als „Deutsche“ ausgegrenzt, in Deutschland als „Russen“ abgelehnt und demselben mitunter menschenunwürdigen Integrationstribunal unterworfen wie andere Einwanderergruppen. Die Geschichte lässt sich nicht umschreiben, aber wir können daraus lernen. Wir haben als Menschen Sehnsucht nach Heimat, aber Heimat lässt sich nicht verordnen. Weder können wir von anderen einfordern, dass sie sich auf diese oder jene Art heimisch zu fühlen haben, noch, dass sie diese oder jene Wurzeln verleugnen sollen. Heimat und Fordern schließen sich aus; Heimat kann nur geschehen, und um sie geschehen zu lassen, muss man ihr den nötigen Raum geben. Keine kulturell isolierten Enklaven, keine temporäre Heimatlosigkeit als Bewährungsprobe für das Recht, heimisch zu werden, sondern: Offenheit und Akzeptanz, Freundlichkeit und Neugier auf das, was die angeblich so Fremden uns beibringen können darüber, was es heißt, Mensch zu sein.

Was habe ich Josette damals geantwortet? Um ehrlich zu sein: Ich weiß es nicht mehr. Es war wohl eine meiner üblichen blumigen Entschuldigungen dafür, dass ich einfach mal den Kopf freikriegen und ein anderes Land kennenlernen wollte. Dass ich dabei so viel finden und entdecken würde, hätte ich

nicht gedacht. Josettes Erzählungen zum Beispiel. Ich habe viel über sie nachgedacht, und mit ihrer so banalen wie weisen Grundaussage stimme ich bis heute überein: Heimat ist dort, wo man dich du sein lässt. An einem anderen Tag sagte Josette mir, sie finde diesen Bibelspruch seltsam, der davon spricht, dass es ein Prophet in seiner Heimat immer am schwersten habe. Sie wisse zwar nur zu gut, was damit gemeint sei, aber derjenige, von dem der Spruch stamme, wisse wohl so gut wie gar nichts davon, was Heimat wirklich bedeute.

Wenn ich heute an meine Gastgeberin zurückdenke, die mir so herzlich, offen und mit ehrlichem Interesse begegnet ist, und an diese Küche, in der wir so oft gesessen und geredet haben, an diesen knorrigen Holztisch, die pinken und pastellgrünen Wände, das große Fenster zum Gemüsegarten, dann taucht dieses Gefühl wieder auf, das ich damals gleich bei meiner Ankunft auf Denman Island, bei meinem ersten Treffen mit Josette hatte. Es war, das wird mir erst jetzt klar, ein Gefühl von Heimat.



Nora Isterheld

## **Ewig fremd im eigenen Land?**

Russlanddeutsche Heimat- und Identitätswürfe  
im Wandel der Geschichte

„Wie viel Heimat braucht der Mensch?“, fragte Jean Améry, der 1938 nach dem „Anschluss“ Österreichs seine Heimat verlassen und vor den Nationalsozialisten flüchten musste. Während für Verfolgte wie Améry der Heimatbegriff im Exil besonders virulent wurde, blieb er im Deutschland der Nachkriegszeit durch die Blut-und-Boden-Rhetorik der Nazis noch bis in die 1970er-Jahre diskreditiert. Verständlicherweise ging genau dieser Bedeutungswandel an der russlanddeutschen Bevölkerung vorbei. Gerade für die ältere Generation der in den Osten Vertriebenen blieb der Heimatbezug immer eine identitätsstiftende Größe.

Der Begriff Heimat leitet sich vom Althochdeutschen „heimoti“ ab und bezeichnete in der mittelalterlichen Lebenswelt das Erbe des väterlichen Hofes. Genau diese ursprüngliche Bedeutung als materielles Heimatrecht ist für Russlanddeutsche seit jeher ein prekäres Gut gewesen. Im 18. Jahrhundert von Zarin Katharina II. mit einer Reihe von Privilegien nach Russland abgeworben und zunächst als Kolonisten an der Wolga um Saratow angesiedelt, geriet die russlanddeutsche Minderheit mit der Gründung des Zweiten Deutschen Reichs 1871 erstmals unter Generalverdacht. Die veränderte außenpolitische Situation, der zunehmende Landbesitz deutscher Bauern und die hohe Wettbewerbsfähigkeit

deutscher Unternehmer wurden im Russischen Reich als Bedrohung wahrgenommen. Die Angst vor einer Germanisierung, die im Zuge der sogenannten deutschen Frage verhandelt wurde, führte zu einer Vertreibung der Deutschen aus Wolhynien und anderen westlichen Gebieten.

Auch im weiteren Verlauf der Geschichte wurden die Russlanddeutschen immer wieder mit der Politik des Deutschen Reiches identifiziert und so zum Spielball deutsch-russischer Beziehungen. Sowohl im Ersten als auch im Zweiten Weltkrieg wurden Russlanddeutsche als Angehörige des Kriegsfeindes bearzogen, obwohl sie sich dem Russischen Reich gegenüber loyal verhielten und in der russischen Armee dienten. Die mit der Oktoberrevolution eingeleitete Herrschaft der Bolschewiki führte zunächst zu wirtschaftlicher Diskriminierung und zu partiellen Zwangsumsiedlungen für die russlanddeutsche Bevölkerung, die nach dem Einmarsch der deutschen Truppen 1941 in systematische Zwangsdeportationen nach Sibirien und in die mittelasiatischen Gebiete ausgeweitet wurden. Die verheerenden Folgen waren die vollständige Zerschlagung der ehemaligen Siedlungsgebiete und die damit einhergehende Verdrängung russlanddeutscher Kultur aus der sowjetischen Öffentlichkeit. Hoffnungen auf eine Befreiung von den stalinistischen Repressionen durch die Nationalsozialisten blieben vergebens, denn auch in den Augen der Nazis galten die Russlanddeutschen, die so lange unter russischer Herrschaft gelebt hatten, als Kollaborateure des Feindes.

Selbst unter Chruschtschow wurde das Rückkehrverbot in die ehemaligen Siedlungsgebiete nicht aufgehoben. Russlanddeutsche blieben Vertriebene im eigenen Land und wurden weiterhin als „Faschisten“ und „Fritzen“ stigmatisiert. Ähnlich wie die ebenfalls von Diskriminierung betroffene

jüdische Bevölkerung versuchte das Gros der russlanddeutschen Minderheit, sich an die sowjetischen Gegebenheiten anzupassen, und vergaß darüber weitgehend die deutsche Sprache und Kultur sowie ihre religiöse Anbindung an die zumeist evangelisch-lutherische Glaubensgemeinschaft. Aus Enttäuschung über die ausgebliebene Rehabilitierung und als Reaktion auf die fortwährenden Schikanen wurde die Auswanderung in die historische Heimat Deutschland für viele Russlanddeutsche zu einer Alternative, zumal die immer schlechter werdende Wirtschaftslage in der Sowjetunion die Bundesrepublik zu einem attraktiven Migrationsziel machte, das den eigenen Kindern eine bessere Zukunft versprach.

Die Aufnahme von Russlanddeutschen, die von offizieller Seite je nach Einreisedatum als Aussiedler oder Spätaussiedler kategorisiert werden, erfolgte in der Bundesrepublik nach dem Bundesvertriebenengesetz von 1953. Dieses durchaus umstritten diskutierte Gesetz knüpfte stark an den deutschen Opferdiskurs an, der sich parallel zum eingangs beschriebenen, von den Nazis diskreditierten Heimatbegriff entwickelte und den Deutschen ermöglichte, sich selbst nicht nur als Täter, sondern auch als Kriegsoffer zu sehen. Obwohl Russlanddeutsche offiziell nicht als Ausländer, sondern als heimkehrende Staatsangehörige betrachtet wurden und damit im Vergleich zu anderen Migrantengruppen unter privilegierten Bedingungen nach Deutschland kamen, gestaltete sich die Integration für viele schwierig. Zum einen war mit der Auswanderung aus der zerfallenden Sowjetunion ein weiterer Heimatverlust zu verkraften, zum anderen wurden die Heimkehrer von der einheimischen Bevölkerung nur als „Russen“ erkannt und somit zum zweiten Mal zu Fremden im eigenen Land. Die problematische Situation der Russlanddeutschen resultierte vor

allem aus den nur noch rudimentären oder bei den Jüngeren häufig gänzlich fehlenden Deutschkenntnissen, die von ihnen als offiziellen Staatsbürgern jedoch erwartet wurden.

Wenn man sich die wechselvolle Geschichte der Russlanddeutschen vergegenwärtigt, wundert es kaum, dass nicht selten ein Gefühl der Heimatlosigkeit ihre Identität bestimmt hat. Doch damit sind sie nicht allein, vielmehr kann man aus dieser Befindlichkeit eine allgemeinmenschliche Erfahrung ablesen, wenngleich in drastisch zugespitzter Form. Denn im Zuge der Globalisierung, des modernen Arbeitslebens und der zunehmenden Arbeits- und Asylmigration haben immer mehr Menschen die Bindung an einen bestimmten Ort und damit ihr Heimatgefühl verloren.

Als Antwort auf die zunehmend empfundene Unwirtlichkeit, die Sehnsucht nach Zugehörigkeit einerseits und Differenz andererseits haben sich mittlerweile ganz unterschiedliche Heimatkonzepte etabliert. Eine populäre wie gleichermaßen reaktionäre Strategie ist die Wiederentdeckung einer fest lokalisierbaren nationalen Heimat, wie sie beispielsweise im Jahr 2010 im Rahmen der Sarrazin-Debatte diskutiert wurde und mittlerweile durch ethnische Abgrenzungsversuche und Fremdenfeindlichkeit immer häufiger in Erscheinung tritt. In kleinerem Maßstab finden auch innerhalb der russischstämmigen Einwanderergruppen Distinktionsbemühungen statt. So existiert zwischen Russlanddeutschen und jüdischen Einwanderern aus der ehemaligen Sowjetunion, die ebenfalls seit den 1990er-Jahren als sogenannte Kontingentflüchtlinge nach Deutschland eingewandert sind, ein beidseitiger Trennungsdiskurs, der nicht nur auf die unterschiedlichen migrationspolitischen Instrumente und Statusvorgaben in der Bundesrepublik zurückzuführen

ist, sondern auch auf unterschiedliche Lebenswelten und tradierte Stereotype aus Sowjetzeiten.

Heimat kann darüber hinaus auch als rein imaginiertes Ort verstanden werden. Nach dieser Vorstellung, wie sie Ernst Bloch und in seiner Folge auch Bernhard Schlink entworfen haben, konstituiert sich Heimat immer aus dem Fehlenden, aus dem, was hier und jetzt nicht mehr oder noch nicht ist. Heimat wäre demnach ein niemals einholbarer, utopischer Nicht-Ort in der Vergangenheit oder Zukunft. Mit Blick auf Amérys Eingangsfrage ist man leicht geneigt, dem zuzustimmen, konnte doch der Schriftsteller seine Heimat ebenfalls erst begreifen, als er sie unwiederbringlich verloren hatte. Sein eigentliches Heimatgefühl war das Heimweh. Nicht wenigen Russlanddeutschen ergoht es genauso: Das Leben in Deutschland fühlt sich für sie fremd an, und bisweilen wird sogar eine Rückkehr in die russischsprachige Heimat zum Zukunftsprojekt erhoben – für den Fall, dass sich die wirtschaftliche und politische Lage bis dahin vielleicht verbessert haben wird.

Daneben gibt es aber noch ein drittes Konzept, das zwischen den rückwärts gerichteten, oftmals verklärenden Verbindungen zu Herkunft, Kindheit, Vertrautheit und idealisierten Zukunftserwartungen zu vermitteln vermag und Heimat als soziokulturelle Gegenwart begreift, die immer wieder neu ausgehandelt werden muss. Heimat stellt so gesehen keine objektive ontologische Entität dar, sondern muss durch individuelle, aktive Selbstfindungsarbeit erst hergestellt werden. Aus diesem Grund wird in den Kultur- und Geisteswissenschaften mittlerweile immer häufiger von Beheimatung statt von Heimat gesprochen. Die Idee eines sich ständig verändernden Beheimatungsprozesses ist eng verbunden mit der kreativen Verknüpfungsarbeit, wie sie der Sozialpsychologe

Heiner Keupp mit dem Begriff „Patchworkidentität“ für die spätmoderne Gesellschaft beschrieben hat.

Eine solche collageartige Identität, die sich aus verschiedenen Mehrfachzugehörigkeiten immer wieder neu zusammensetzt, trifft das Selbstverständnis vieler Russlanddeutscher wohl am besten. Die russlanddeutsche Identität bildete sich in ständiger Anpassungsarbeit an die politischen Gegebenheiten im Zarenreich, in der Sowjetunion, in der Bundesrepublik und im vereinten Europa. Russlanddeutsche beziehen ihre Identität mithin aus ganz konträren gesellschaftlichen Systemen und mindestens zwei Kulturen. Im Alltag sind beide oft so eng miteinander verschmolzen, dass sie nicht mehr voneinander zu trennen sind – zum Beispiel in Form von gemischt-sprachigem Sprechen, auch „Aussiedlerisch“ genannt.

Obwohl Russlanddeutsche durch kollektive historische und kulturelle Bezugspunkte eng miteinander verbunden sind, divergiert ihr Akkulturationsgrad stark untereinander. Die Heterogenität der russlanddeutschen Gemeinschaft ergibt sich freilich auch aus den unterschiedlichen Herkunftsgebieten in der ehemaligen Sowjetunion. Richtigerweise müsste man also zwischen russischen, kasachischen, ukrainischen, weißrussischen, usbekischen Russlanddeutschen unterscheiden, worauf der Einfachheit halber meist verzichtet wird. Dabei kann auch dieser Aspekt als Ausweis für ihre kulturelle Mobilität gewertet werden.

Die Anpassungsleistung der Russlanddeutschen, so kann man abschließend resümieren, ist ein schwieriger Balanceakt gewesen. Doch dieses Urteil allein greift zu kurz. In mehreren Welten zu Hause zu sein, kann auch als Chance zur produktiven Selbstgestaltung verstanden werden. Eine vielversprechende Ausgangslage, wenn man sich mit ihr versöhnt hat.

Magdalena Kersting

## **„Bleiben will ich, wo ich nie gewesen bin“**

*„Was ich habe, will ich nicht verlieren, aber  
wo ich bin, will ich nicht bleiben, aber  
die ich liebe, will ich nicht verlassen, aber  
die ich kenne, will ich nicht mehr sehen, aber  
wo ich lebe, da will ich nicht sterben, aber  
wo ich sterbe, da will ich nicht hin:  
Bleiben will ich, wo ich nie gewesen bin.“*

Thomas Brasch

Bleiben bedeutet Angekommen-Sein. Ich bleibe zu Hause, ich bleibe hier. Hier gefällt es mir, hier bin ich willkommen. Hier kann ich sein. Doch wer bin ich? Die Frage nach der Identität, dem Ich in der Welt, beinhaltet automatisch auch die Frage nach dem Wo. Wo bin ich jetzt und wo komme ich her? Wo gehöre ich hin? Kann ich an einem Ort bleiben, den ich nicht kenne – den es vielleicht so gar nicht mehr gibt? Für viele Russlanddeutsche schwingen solche Gedanken als offene Fragen im Hinterkopf mit. Es sind Wiederklänge einer außergewöhnlichen Vergangenheit und Geschichte, die bis in die heutige Zeit Lebenswege prägen und sich als vages Gefühl einer verlorenen Heimat manifestieren können: Wie viel Heimat braucht der Mensch?

„Was ich habe, will ich nicht verlieren, aber“

Menschen stellen Fragen. Sie stellen sich selbst und ihre Umwelt wieder und wieder infrage. Und im Mittelpunkt steht dabei oft die Frage nach der eigenen Identität. Als Teil einer möglichen Antwort scheint sehr natürlich der Begriff der Heimat aufzutauchen, denn Heimat bedingt Identität. Aber wie genau? Und was ist Heimat? Das Wort selbst liegt zunächst weich auf der Zunge und findet Resonanzraum in menschlichen Köpfen: Heimat transportiert Gedanken durch die Zeit, wo sie zu Erinnerungen werden. Erinnerungen an die Familie und Vorfahren, an vergangene Zeiten und vergangene Leben. Heimat transportiert Gedanken durch den Raum an den Ort der Herkunft. Dort, wo man geboren und aufgewachsen ist, dort, wo die Natur der Persönlichkeit ihren Stempel aufgedrückt hat. Heimat weckt Gefühle, vor deren Hintergrund sich das eigene Ich entfaltet und die Lebensgeschichte Gestalt annimmt. Heimat stellt damit eine Bühne, auf der sich Identität entwickeln kann, und drückt eine tiefe, fast schon nostalgische Verbundenheit des Ich mit seiner Umwelt aus.

„wo ich bin, will ich nicht bleiben, aber“

Als Deutsche im 18. Jahrhundert dem Ruf von Zarin Katharina II. folgten, blieb wenig Zeit für Nostalgie und Wehmut. Das Leben war nach dem Siebenjährigen Krieg und Jahren des materiellen Notstands schwer geworden in den deutschen Fürstentümern. Im Osten lockte die Aussicht auf Wohlstand und ein besseres Leben, und viele entschieden sich, die vertraute Welt und ihre aufgebauten Existenzen zurückzulassen und einen Neuanfang in Russland zu wagen. Mutig zogen in



einer ersten Auswanderungswelle knapp 30 000 Menschen der Wolgasteppe und damit einer ungewissen Zukunft entgegen. Die Ausgewanderten hatten ihr Schicksal selbst in die Hand genommen, und nun galt es, sich aktiv eine neue Lebensgrundlage in dem fremden Land aufzubauen. In diesem noch leeren Identitätsraum bedienten sich die Deutschen in der Ferne der Bausteine ihrer alten Heimat und bauten sich daraus und durch harte Arbeit Stück für Stück eine neue Existenz auf.

„die ich liebe, will ich nicht verlassen, aber“

Hier zeigt sich, dass Heimatgefühle nicht unbedingt an einen Ort gebunden sein müssen und dass das Konzept Heimat weitaus flexibler und dynamischer ist, als es zunächst vielleicht den Anschein hat: Durch die Auswanderung ihrer vertrauten Lebensbühne beraubt, wurde das Bewusstsein für Heimat neu geweckt und trat aktiv in den Alltag der Kolonisten. Heimat diente nun als Motor der gesellschaftlichen Entwicklung sowie als Kitt für die Gemeinschaft, denn Heimat war die lebendige deutsche Sprache, die die Grundlage für das kulturelle Leben und die öffentliche Kommunikation bildete. Heimat waren Werte und Traditionen, deren Pflege Vertrauen und Sicherheit schuf. Heimat war das (Wieder-)Erkennen von Vertrautem in der Fremde. Der Heimatbegriff bekam damit eine kulturelle und soziale Dimension und wurde – wie auch die eigene Identität – bewusst gestaltet.

„die ich kenne, will ich nicht mehr sehen, aber“

Doch Normen, Werte und kulturelle Entwicklungen sind stets im Wandel. Und damit ist auch die Vorstellung von der

eigenen Heimat einem heim(at)lichen Prozess der Veränderung unterworfen, der sich oft unbemerkt und unbewusst vollzieht: Die gelebte Realität und was uns mit ihr verbindet verändert sich schneller, als es die Selbstwahrnehmung begreifen kann. Den sich entwickelnden wirtschaftlichen Verflechtungen mit Russland folgten über die Jahrzehnte und Jahrhunderte auch menschliche Bande, und die anfänglich noch so zarten deutschen Wurzeln fassten in neuem Boden Fuß und wuchsen hinein in die russische Gesellschaft. In den Kolonien entstand eine Mischkultur – mit deutschem Selbstverständnis, aber einer vermehrt russischen Sozialisierung. Die Vorstellung von einer deutschen Heimat begann sich zu verflüchtigen.

„wo ich lebe, da will ich nicht sterben, aber“

Im Vielvölkerstaat Russlands fiel es den Kolonisten zunächst – auch dank der großzügigen Privilegien des Einwanderungsmanifests – relativ leicht, sich anzusiedeln, ohne dass ihre Andersartigkeit ein Problem gewesen wäre. Doch mit dem Aufkommen des Nationalismus Ende des 19. Jahrhunderts sahen sich die Russlanddeutschen immer öfter mit Anfeindungen der russischen Bevölkerung konfrontiert. Ihr Schulwesen wurde „russifiziert“, später, während des Ersten Weltkriegs, zum Teil die deutsche Sprache in der Öffentlichkeit verboten. Im Zweiten Weltkrieg stand die deutsche Bevölkerung unter Generalverdacht der Kollaboration, was die Zwangsumsiedlung, Deportation und Exekution von Zehntausenden zur Folge hatte. Die Russlanddeutschen wurden zu Fremden und Vertriebenen in einem Land, das über Generationen hinweg längst zu ihrem eigenen geworden war.

Hatte die Verbundenheit zur deutschen Heimat den ersten Generationen der Ausgewanderten noch eine mögliche Projektionsfläche für die eigene Identität geboten, so sahen sich ihre Kinder und Kindeskinde in der Mitte des 20. Jahrhunderts orientierungs- und wurzellos zwischen zwei Welten: Als deutscher Teil der Bevölkerung wurden sie in der Sowjetunion diskriminiert und ohne Möglichkeit auf Rückkehr ihres russischen Zuhauses beraubt. Gleichzeitig kannten viele Deutschland nur noch als entrückte Erinnerung an eine ferne und vage Heimat, in der sie selbst mittlerweile nur noch als Russen wahrgenommen wurden. Das verbindende Gefühl von Stabilität hatte sich leise zwischen Deutschland und der Sowjetunion in den Jahrhunderten aufgelöst, und die eigene Heimat verflüchtigte sich zwischen den Händen, sobald man versuchte, nach ihr zu greifen.

„wo ich sterbe, da will ich nicht hin“

Die wachsende Diskrepanz zwischen innerer und äußerer Lebenswelt, gefühlter und tatsächlicher Herkunft war schmerzlich aufgebrochen. Übrig geblieben waren ein nacktes Ich und ein diffuses Gefühl der Sehnsucht. Sehnsucht nach Sicherheit und einer vertrauten Heimat, deren man sich auch in schweren Zeiten gewiss sein kann. Diese außergewöhnliche Situation, in der sich viele Russlanddeutsche nach Ende des Zweiten Weltkriegs wiederfanden, zeigte besonders klar, dass Menschen ein immanentes Bedürfnis nach Heimat haben. Sicherlich bergen jede Zeit und jede Lebenslage neue Herausforderungen und führen zu Wandel. Auch der Begriff der Heimat schreitet infolgedessen mit und verändert sich – er ist vielschichtig geworden, während jede Generation ihn

sich zu eigen macht und neu interpretiert. Doch durch steten Wandel kristallisiert sich umso deutlicher die Feststellung heraus: Der Mensch braucht Heimat, um das eigene Ich auf stabile Stützen zu stellen!

„bleiben will ich, wo ich nie gewesen bin.“

Vielleicht schonungsloser als viele andere mussten sich Russlanddeutsche in den letzten Jahrzehnten mit der Frage nach Heimat auseinandersetzen. In diesem Prozess lag und liegt aber auch eine enorme Chance, denn durch die Freiheit und die Möglichkeiten unserer modernen Zeit war es noch nie zuvor so leicht, zum aktiven Gestalter seiner (Wahl-)Heimat zu werden. Dass das einer Anstrengung bedarf und nicht automatisch gelingt, zeigen die Integrations- und Identitätsprobleme, denen viele Russlanddeutsche in den letzten Jahrzehnten begegnet sind. Dass sich diese Anstrengung lohnt und der Spagat zwischen deutscher und russischer Identität glücken kann, beweisen all diejenigen, die heute erfolgreich ihren Platz in der deutschen Gesellschaft gefunden haben: Identität, Integration und Heimat zeigen sich als aktiver und schöpferischer Prozess der eigenen Initiative. Initiative, die sich als Leitmotiv durch 250 Jahre russlanddeutscher Geschichte zieht.

Anatolij Kogay

## Meine Heimat ist Usbekistan

Ich bin Koreaner, sehe wie ein Tadschike aus, meine Muttersprache ist Russisch, ich studiere Deutsch, und meine Heimat ist Usbekistan. Ich kann kaum usbekisch sprechen, nur russisch oder deutsch. Ich esse koreanische Gerichte, schaue nur englische „Premier League“. Aber meine Heimat ist Usbekistan: Es war früher so, es ist jetzt so und es wird so bleiben – für immer.

Selbst wenn ich ins Ausland gehen und dort eine Familie gründen sollte, bleibt Usbekistan für mich meine einzige Heimat. Wie viele „Heimaten“ braucht oder kann man haben? Nur eine natürlich. Heimat ist aber ein weit gefasster Begriff.

Die Menschen sagen manchmal, dass in der heutigen globalisierten Welt das Wort „Heimat“ seinen Wert verloren hat oder dass sich die Grenzen der Heimat ausgedehnt haben. Ich bin damit nicht ganz einverstanden. Für jeden Menschen bedeutet Heimat etwas Eigenes. Manche sagen, dass die Heimat der Ort ist, wo man geboren ist. Wenn ein Mensch in der Mongolei geboren ist, aber sein ganzes Leben in Russland verbracht hat und nur die russische Sprache beherrscht, ist dann die Mongolei seine Heimat? Natürlich nicht. Für einige mag zwar die Heimat der Ort sein, wo sie geboren sind, für andere ist es der Ort, wo sie aufgewachsen sind, wo sie ihr Glück gefunden oder Karriere gemacht haben.

Man kann Heimat in zwei Aspekte teilen: die historische Heimat und die tatsächliche Heimat. Die Russlanddeutschen

sind in dieser Situation: Sie haben eine historische und eine tatsächliche Heimat. Hier möchte ich anmerken, dass ich den Begriff „Russlanddeutsche“ für nicht ganz korrekt halte. Die ethnischen Deutschen wohnen nicht nur in Russland, es gibt auch zahlreiche Deutsche in Usbekistan, Kasachstan, Kirgisen und anderen Staaten der ehemaligen Sowjetunion. Viele von ihnen sind in der Sowjetunion geboren, deshalb werde ich sie „Sowjetdeutsche“ nennen.

Die tatsächliche Heimat von Sowjetdeutschen ist die Sowjetunion oder ein Staat der ehemaligen Sowjetunion, aber ihre historische Heimat ist Deutschland. Sie sind mehr Russen als Deutsche: Die Mentalität von Menschen bildet sich nicht durch das Blut oder die Nationalität, sondern wird von Umgebung, Erziehung und Alltag geprägt. Die Sowjetdeutschen und Deutschlanddeutschen sind verschiedene Menschen – das betrifft vor allem die junge Generation der Sowjetdeutschen, denn die alten Sowjetdeutschen haben deutsch gesprochen und deutsche Traditionen gepflegt, die Jugendlichen machen es nicht oder selten. Trotzdem sind die Sowjetdeutschen auch Deutsche und nicht besser oder schlechter als die Deutschlanddeutschen, sie müssen genauso in der Gesellschaft akzeptiert werden und dieselben Rechte und Möglichkeiten haben. Alle Deutschen sind gleich: Sie haben eine gemeinsame Geschichte. Es gibt keine echten und unechten Deutschen, es gibt einfach nur Deutsche!

Manche Sowjetdeutschen sind nach Deutschland geflohen, sie haben ein besseres Leben gesucht. Dort hatten sie zunächst viele Probleme: Am Anfang wurden sie von den Deutschlanddeutschen nicht akzeptiert, weil sich – wie ich bereits erwähnte – die Sowjetdeutschen von den Deutschlanddeutschen sehr unterscheiden. Die Unterdrückung der

Menschen, die einer anderen Nationalität angehören, ist eine erschreckende Erscheinung. Unglücklicherweise kann es heutzutage auch sein, dass die „Echten“ die „Nicht-Echten“ unterdrücken, weil sie meinen, sie seien etwas Besseres. Doch das sollte nicht so sein: Alle Menschen sind gleich und haben gleiche Rechte – besonders wenn sie dasselbe Blut und eine gemeinsame Geschichte haben.

Von Tag zu Tag hat sich die Situation der Sowjetdeutschen verbessert: Anfangs fühlten sie sich stark unterdrückt und nicht akzeptiert, aber heute sind fast alle sehr gut in die deutsche Gesellschaft integriert. Ich habe viele Sowjetdeutsche in Deutschland getroffen. Sie leben genauso wie die anderen Deutschen. Im Lauf der letzten 20 Jahre haben sie sich an den deutschen Lebensstil gewöhnt.

Ich war sehr verwundert, dass es in Deutschland so viele Sowjetdeutsche gibt. Ich wusste nicht, dass in den ehemaligen Sowjetstaaten so viele Deutsche gelebt hatten. Die deutsche Regierung macht es richtig, dass sie Deutsche aus aller Welt aufnimmt. In allen europäischen Staaten können wir heute eine demografische Krise beobachten – es kommen immer weniger Deutsche in Deutschland zur Welt. Es wäre paradox, wenn in 50 Jahren in Deutschland kein einziger Deutscher mehr sein sollte. Deshalb ist es gut, wenn sich die Population der Deutschen vergrößert – die Sowjetdeutschen können hier helfen.

Die Sowjetdeutschen haben also zwei Heimaten – ob das gut ist oder nicht, muss jeder für sich selbst entscheiden. Es gibt Vor- und Nachteile.

Zusammenfassend kann ich auf die Frage, wie viele „Heimaten“ der Mensch braucht, antworten: Der Mensch braucht nur eine Heimat – eine tatsächliche. Der Begriff „tatsächlich“

spricht für sich selbst. Man kann zwar seine historische Heimat lieben, ins Ausland umziehen, einen Ort für ein besseres Leben suchen, aber Heimat hat man nur eine: Es ist der Ort, an den du immer zurückkommen willst, wo dich jemand liebt und auf dich wartet.



Sofia Kosyakova

## Sich wie zu Hause fühlen

Ein russisches Sprichwort besagt: „Heimat ist dort, wo der Hintern sich im Warmen befindet.“ Dieser groben Übersetzung einer noch gröberen Aussage liegt ein ziemlich einfacher Inhalt zugrunde: Die Heimat ist dort, wo man sich wohlfühlt. Dort, wo es angenehm ist, sich aufzuhalten. Damit ist nicht nur die angenehme Außentemperatur gemeint, obwohl das durchaus ein wichtiger Aspekt ist. Es geht um die Atmosphäre des Aufenthaltsortes. Die Stimmung eines Landes, die wiederum auf der Mentalität und manchmal auf den Lebensumständen der Einwohner basiert. Diese beiden Aspekte führen immer wieder zu Missverständnissen, da häufig über Russland in Stereotypen gedacht wird.

Ich komme aus Omsk. Und immer wenn mein Gesprächspartner diese Tatsache erfährt und genügend geografisches Wissen besitzt, um zu wissen, dass sich die Stadt in Sibirien befindet, kommt die Frage „Ist es dort nicht das ganze Jahr über sehr kalt?“, was wiederum beweist, dass mein Gesprächspartner doch nicht so viel an geografischem Wissen besitzt, wie es anfangs schien.

Ja, es ist dort sehr kalt im Winter. Manchmal sind es  $-40\text{ }^{\circ}\text{C}$ . Im Sommer aber ist es sehr warm. Dann sind es  $+40\text{ }^{\circ}\text{C}$ . Und nein, es laufen keine Eisbären herum. Schon gar nicht in großen, modernen Metropolen wie Omsk. Ich persönlich habe den ersten Eisbären in einem deutschen Zoo gesehen. Und das ist nur ein kleiner Farbtupfer in der riesigen Farbpalette der

Stereotype, die über Russen in Deutschland, aber auch in anderen Ländern kursieren.

Neben den recht primitiven Vorurteilen – „Alle Russen trinken viel Wodka“ – gibt es solche, die nicht so offen ausgesprochen werden, die aber trotzdem im Un- oder Vorbewusstsein der Mitmenschen stark verankert sind. Eines davon ist der Glaube, dass russische Frauen leicht zu haben und auf der Suche nach einem reichen Sponsor seien, der im besten Fall anschließend der Ehemann werden sollte. Ich möchte an dieser Stelle niemanden freisprechen oder behaupten, dass es eine absolute Lüge sei. Solche Frauen gibt es durchaus, nur sollte man nicht jede Frau, die sich schön macht, weiblich kleidet und einen russischen Hintergrund hat, für ein gieriges Flittchen halten. Allgemein ist in Deutschland im Zuge der Emanzipation leider der Begriff der Weiblichkeit verloren gegangen bzw. verzerrt worden. Aber das ist eine andere Geschichte.

Um es von vornherein klarzustellen: Ich bin keine Russin. Zumindest keine richtige oder typische. Ich habe sehr viele unterschiedliche Wurzeln. Ich habe russische, deutsche, polnisch-jüdische und sogar Inuit-Vorfahren. Nach Deutschland ist unsere – für deutsche Verhältnisse – riesige Familie dank meiner Oma gekommen. Sie durfte als Spätaussiedlerin in ihre Heimat zurückkehren, und wir waren ihr kleines Mitbringsel. Doch nicht nur aufgrund meines gemischten Blutes fühle ich mich nicht wie eine Russin, sondern weil ich meine Nationalität nicht unbedingt als Teil meiner Persönlichkeit empfinde. Ich identifiziere mich nicht über meine Nationalität. Ich kann es auch nicht nachvollziehen, wenn sich ein Mensch aufgrund seiner Nationalität für besser oder schlechter hält. Vor allem nicht angesichts der Tatsache, dass ein zu starkes Nationalgefühl viel Schlimmes auslösen kann, was

die Geschichte beweist. Mir ist klar, dass uns die Umgebung prägt, in der wir aufwachsen, aber sie ist nicht alles: Man kann sich auch jederzeit dagegen entscheiden.

Ich fühle mich auch nicht wie eine Deutsche, und diese Nationalitätsfreiheit ist für mich gleichzeitig auch eine Grenzfreiheit (im wörtlichen Sinne des Wortes). So wie mir geht es heutzutage vielen jungen Menschen. Die Globalisierungsgeneration hat einen größeren geografischen und kulturellen Horizont als ihre Vorfahren. Wir sprechen mehrere Sprachen, dementsprechend leider keine davon perfekt. Wir reisen viel, haben aber nicht wirklich eine einzige und feste Heimat. Doch beschränkt sich das Gefühl des Wohlseins auf eine geografische Ebene? Was braucht ein Mensch um sich wohlzufühlen, abgesehen von angenehmen Außentemperaturen?

Der wichtigste Ort, an dem sich der Mensch wohlfühlen müsste, ist in und bei sich selbst. Ganz egal, wie man diesen Ort benennen und unterteilen mag: Seele, Herz, Psyche, Geist oder Verstand. Man kann aus Russland nach Deutschland auswandern oder umgekehrt, man kann in eine komplett unterschiedliche Kultur eintauchen und sich integrieren, aber die echte Heimat befindet sich, jenseits jeglicher geografischer Grenzen, in der Person selbst. Man kann dieser Heimat weder entkommen noch sie ersetzen. Man kann ihr weder räumlich noch kulturell entfliehen. Sie bleibt für immer im Inneren. Ist sie jedoch bewohnbar und hat die richtige Innentemperatur, so spielt die Außentemperatur keine Rolle mehr. Man kann dann meinetwegen nach Oimjakon gehen und sich pudelwohl und wie zu Hause fühlen. Und zu Hause ist es ja bekanntlich am schönsten.

Kristina Kromm

## **Heimat – ein vom Individuum geschaffener Raum**

Was veranlasst Menschen, ihr Ursprungsland zu verlassen? Ist dieser Einstieg auch äußerst abrupt, so trifft er doch den Kern des in diesem Beitrag zu behandelnden Themas. Denn daran schließt sich eine auf den ersten Blick redundante Frage an: Ist Verlassen der Heimat gleichzusetzen mit dem Verlust der Heimat? Aus diachroner Perspektive offenbart diese Frage mit Blick auf die Geschichte der Russlanddeutschen eine hohe Komplexität, die zum einen daraus resultiert, dass zu ihrer Beantwortung (mindestens) zwei Momente in den Blick zu nehmen sind: die Aussiedlung der Deutschen ins Russische Reich im Rahmen des Manifestes von Katharina II. und die Aussiedlung der Deutschen aus der (ehemaligen) Sowjetunion nach Deutschland. Zum anderen basiert die Komplexität auf der Möglichkeit, die Frage auf verschiedenen Ebenen zu beantworten: auf der Ebene des Individuums oder auf einer Ebene, auf der Individuen infolge konkreter Aspekte zu Gruppen zusammengefasst werden.

So stelle ich die These auf, dass der Begriff der „Heimat“ nicht pauschal als Geburts- oder Ursprungsland definiert werden kann. Der Ansatzpunkt der Überlegungen ist dabei das Schicksal der Deutschen, die sich infolge politischer oder religiöser Faktoren in den dünn besiedelten Gebieten des Russischen Reiches niederließen. Aus diesem Blickwinkel kann Heimat ein nicht zwangsläufig geografisch definierter

Raum sein, in dem (gruppen)identitätsstiftende, kulturelle Parameter über die Grenzen des Ursprungslandes hinaus gelebt werden.

Mit Bezug auf die oben erwähnte Gruppe der Aussiedler, die in ihrem Ursprungsland nicht uneingeschränkt an identitätsstiftenden Merkmalen wie der Religion festhalten können, wird konstatiert, dass sie diese bei der Aussiedlung mit sich tragen. Das Erbe ihrer alten Heimat werden sie in ihren jeweiligen Kolonien zunächst, infolge der ihnen gewährten Selbstverwaltung unter anderem in den Bereichen der Bildung, Religion und Kultur, über mehr als ein Jahrhundert zum Großteil konservieren. Wie kommt es dazu, dass sich die nachfolgenden Generationen im Laufe der Jahrhunderte in einer ihren Vorfahren analogen Situation befinden, in der es ihnen nicht mehr möglich ist, ohne Einschränkungen seitens der Gesellschaft an ihrer Identität festzuhalten?

Im Zuge diverser gesellschaftspolitischer Prozesse, von denen an dieser Stelle insbesondere die stalinistischen Deportationen erwähnt seien, wird die Bewahrung ihrer Identität nicht lediglich erschwert. Vielmehr muss diese Identität vor allem infolge der beiden Weltkriege als Begründung für die Repressionen erhalten. Das Resultat dieser Prozesse spiegelt sich darin, dass alle in der Sowjetunion lebenden Deutschen, die hinsichtlich der Sprache, Religion, des Lebensraumes usw. durch Diversität charakterisiert sind, allein auf ihr „Deutschsein“ reduziert, dem gleichen Schicksal zugeführt werden. Es ist bemerkenswert, dass viele von ihnen trotz solcher Lebensumstände mehr oder weniger an eben denjenigen Momenten festhalten, die einerseits ihre Identität und somit ihren Verfolgungsgrund ausmachen, ihnen andererseits aber einen Halt im Leben geben: Sie treffen sich zu

heimlichen Gottesdiensten, um ihren Glauben zu bewahren, und halten im privaten Kontext an ihrer Sprache fest.

Die benachteiligte gesellschaftliche Stellung der Deutschen in weiten Teilen der Sowjetunion, die sich nach der Stalin-Ära nicht lediglich in den Maßnahmen des politischen Apparats, sondern auch in ihrer negativen Beurteilung durch einen Teil der Bevölkerung spiegelt, weckt in vielen von ihnen den Wunsch, den bereits ihre Vorfahren in Deutschland hatten: den Wunsch nach einem Leben in einem Raum, in dem die eigene Identität weder einen Angriffspunkt darstellt noch aufgegeben werden muss und der nicht zwangsläufig ihr Geburtsland sein muss. Für viele Nachfahren der Aussiedler liegt es nahe, sich auf der Suche nach einer Heimat, die aufgrund des Zerfalls der Sowjetunion auch von wirtschaftlichen und allgemein politischen Faktoren motiviert wird, Deutschland zuzuwenden. Und so schließt sich aus diachroner Perspektive der vor zweieinhalb Jahrhunderten angerissene Kreis.

An dieser Stelle möchte ich die sich mir in diesem Rahmen bietende Chance nutzen und die allgemein-theoretische Ebene verlassen, um den Begriff „Heimat“ auf einer Mikroebene zu diskutieren. Obwohl ich aus meiner individuellen Sicht nicht für die Allgemeinheit der Russlanddeutschen sprechen kann, weiß ich aus Gesprächen mit meinen Verwandten, meinen russlanddeutschen Freunden sowie deren Angehörigen, dass unsere Ansichten durchaus Überschneidungen aufweisen, die auf universale Erfahrungen zurückzuführen sind. Ich spreche somit nicht nur für mich selbst, sondern für eine, wenn auch relativ kleine Gruppe.

Ausgehend vor allem von einem Großteil der Vertreter der beiden älteren Generationen, der Großeltern und Eltern, kann ihre Antwort auf die Frage nach ihrer Identität mit dem

salopp formulierten Ausspruch „Ein Deutscher in Russland, in Deutschland ein Russe“ auf den Punkt gebracht werden. Selbst wenn er nur eine Seite der Medaille ist, fasst der Ausspruch doch diejenigen expliziten wie impliziten Signale zusammen, die sie seitens der Gesellschaft als Beurteilung ihrer Identität wahr(zu)nehmen (glauben), und er macht etwas evident: ihre Konfrontation mit analogen, jedoch inhaltlich diametral entgegengesetzten Beurteilungsprozessen, die es ihnen erschwert haben, Russland als ihre Heimat anzusehen und die sie durch ihren Umzug wohl hinter sich lassen wollten. Selbstverständlich konnten sie in Deutschland nicht eine Kultur antreffen, die eine vollständige Kongruenz mit ihrer aufweist – ihre Kultur hatte im Laufe der Zeit unabdingbar Kontakt zu einer nicht-deutschen Sphäre, und in Deutschland sind die kulturhistorischen Prozesse anders verlaufen. Aber möglicherweise haben sie auf eine Haltung seitens der Gesellschaft gehofft, die den Akzent nicht so sehr auf die Unterschiede legen würde. Dies soll nicht als Pauschalisierung gelten. Dennoch leite ich daraus einen wesentlichen Faktor ab, der maßgeblichen Einfluss auf die Frage nach Identität und Heimat hat: die Haltung der Gesellschaft, die sich sowohl auf politischer Ebene als auch auf der Ebene des Individuums spiegelt. Diese Haltung kann auf Verständnis und Akzeptanz aufbauen: Auf Aussiedler wird offen zugegangen. Sie kann sich aber auch in einer Ablehnung äußern, die oftmals auf einem fehlenden Wissen um die Geschichte dieser Gruppe von Deutschen beruht.

Auch ich, die ich im Alter von fünf Jahren zusammen mit meinen Eltern und meinem zwei Jahre jüngeren Bruder nach Deutschland gezogen bin, habe mich vor allem in der Schulzeit unverstanden und nicht völlig meinen Mitschülern

zugehörig gefühlt, obwohl ich, nebenbei bemerkt, die deutsche Sprache bereits in Russland von meinem Vater gelernt hatte. Im Unterricht verwendete ich mehr Zeit darauf, zu hoffen, von den Lehrern nicht aufgerufen zu werden, als dem Inhalt zu folgen. „Bloß nicht auffallen!“, war die Devise. Und das, weil mir jemand gesagt hatte, mein „R“ klinge so komisch. Den Eltern eines Freundes musste ich im Alter von etwa acht Jahren erklären, warum meine Familie und ich nach Deutschland gezogen sind. Keine leichte Aufgabe damals. Im Sportunterricht musste ich in der elften Klasse mitanhören, wie die Lehrerin sich ein wenig entrüstet darüber äußerte, dass so viele „Russen“ nach Deutschland ziehen. Nicht gerade schmeichelhaft. Irgendwann konnte ich mein Zungenspitzen „R“ durch ein Zäpfchen „R“ ersetzen, das Gefühl des Andersseins blieb aber noch lange und wird von einigen Kommentaren meiner Mitmenschen immer wieder hervorgerufen.

Dies sind einige persönliche Beispiele, doch sie liefern eine mögliche Erklärung dafür, warum ein Teil der Russlanddeutschen vor dem Hintergrund solcher äußeren Signale, die als Zeichen der Ablehnung und Ausgrenzung wahrgenommen werden, sich aus der Gesellschaft zurückzieht und den Kontakt auf Menschen mit gleichen Erfahrungen reduziert. Man schafft sich seine eigene, oft emotional aufgeladene Heimat – beispielsweise in Form des Freundeskreises oder eigener Gottesdienste –, in der man identitätsstiftende Parameter hervorhebt und sich dadurch oftmals (bewusst oder unbewusst) von anderen Gruppen abgrenzt. Dies wiederum wird von der Gesellschaft oft als Zeichen eines mangelnden Integrationswillens ausgelegt, was in einigen Fällen durchaus zutreffen kann. Diese Tatsachen sind nicht neu, im Bewusstsein der Gesellschaft sind sie präsent, doch scheint es mir



angebracht, sie aufzugreifen und zu betonen, solange keine weitgreifenden Maßnahmen zur Behebung dieses Prozesses existieren.

Der Begriff der Inklusion ist derzeit in aller Munde. Er besagt, dass eine erfolgreiche Eingliederung der Russlanddeutschen in die Gesellschaft nur durch die Mitarbeit beider Seiten stattfinden kann. Es existieren diverse Hilfsangebote, die Russlanddeutsche beispielsweise dabei unterstützen, in die Berufswelt einzusteigen und sich dadurch in die Gesellschaft einzugliedern. Solche und andere Maßnahmen sind in ihrer Wirksamkeit nicht zu unterschätzen, doch leider haben sie unter dem Strich keinen Einfluss auf jene Haltung in der Gesellschaft, die sich in Ausgrenzungsprozessen manifestiert. Meine persönlichen Erfahrungen haben mich zu der Schlussfolgerung gebracht, dass eine solche Haltung oftmals auf das Unwissen der Bevölkerung zurückgeführt werden kann. Daraus wiederum resultiert meine Annahme, dass dieser Situation mittels einer „Aufklärung“ der Gesellschaft durch die Aufarbeitung der Geschichte der Russlanddeutschen sowie anderer deutschen Gruppen aus dem östlichen Europa bereits in jungen Jahren zumindest ansatzweise entgegengewirkt werden könnte. Aus meiner eigenen Erfahrung kann ich sagen, dass diesem Thema im Schulunterricht deutlich zu wenig bzw. gar kein Raum beigemessen wird – und das ist erstaunlich, schließlich handelt es sich um einen Teil der deutschen Geschichte. Die Deutschen aus Russland, aber auch aus anderen östlichen Gebieten haben einen bestimmten Teil der deutschen Geschichte in lebendiger Form erhalten und mit sich nach Deutschland gebracht, deshalb sollte ihre Existenz als Chance der Informationsweitergabe genutzt werden. Vor allem die Angehörigen der älteren Generation

der Spätaussiedler könnten zum Beispiel in Schulen als Zeitzeugen auftreten und dazu beitragen, dass ein nicht außer Acht zu lassender Aspekt der deutschen Geschichte vermittelt und die Jugend für Fragen des zwischenmenschlichen Zusammenlebens sensibilisiert wird.

Ist dieser Schritt erst einmal getan, ist nicht auszuschließen, dass dies einen offeneren Umgang mit Migranten im Allgemeinen bewirken kann. Und ein solcher Zugang macht es Menschen, die sich auf der Suche nach einer neuen Heimat befinden, überhaupt erst möglich, sich angenommen zu fühlen und somit in ihrer neuen Heimat anzukommen. Denn so philosophisch es auch klingen mag, kann sich Heimat in jedem einzelnen Menschen, unabhängig von seiner Nationalität oder Herkunft, manifestieren, wenn er das Gefühl hat, willkommen zu sein – für den Nachbarn, Mitschüler, Arbeitskollegen usw.

Natalia Lakman

## Die Sprache als Heimat in der Ferne

Wie Sherlock Holmes zu sagen pflegte, ist unser Gedächtnis einer Dachkammer ähnlich, in der man über Jahre hinweg die unterschiedlichsten Sachen aufbewahrt. Diese Sammlung hat kein System, manche unnötigen Details behalten wir für immer in Erinnerung, wohingegen etwas Wichtiges schnell in Vergessenheit geraten kann. So erinnere ich mich an die Farbe der Jacke, die ich an meinem ersten Schultag trug: Ich weiß, dass es stark regnete und ich Angst hatte, dass der Wind mir den riesigen Georginenstrauß, den ich an diesem Tag meiner ersten Klassenlehrerin mitbrachte, aus der Hand reißen würde. Ich kann bis heute sehr viele mathematische Formeln auswendig, obwohl ich sie schon in der Schule nie richtig anwenden konnte und eigentlich froh wäre, wenn sie irgendwie aus meinem Kopf verschwinden würden. Ich erinnere mich an den großen braunen Hund unserer Nachbarn, der immer unbeaufsichtigt durch die Straße lief und mich besonders böse anbellte. Alle diese Kleinigkeiten sind für mich mit einem Ort verbunden, und zwar mit der Stadt Pawlodar, in der ich aufwuchs und die ich mit 15 Jahren verlassen musste.

Diese Stadt existiert heute noch, ebenso das Haus, in dem ich aufwuchs, und die Schule, die ich einige Jahre lang besuchte. Allerdings lässt mich die Tatsache, dass ich dort nun schon seit fast zwölf Jahren nicht mehr lebe, diese Dinge so in Erinnerung behalten, wie sie damals waren und es wohl schon längst nicht mehr sind. Dies zu verstehen und zu

akzeptieren gelingt mir mit jedem neuen Anfall von Nostalgie immer weniger. Ich weiß aber, dass es wichtig ist, da es mir hilft, diese Nostalgie zu bekämpfen. Und genau das macht meine erste Heimat- bzw. Heimatverlust Erfahrung aus.

### Sich an die Kindheit erinnern

Es ist kein Zufall, dass die drei Beispiele, die ich zu Beginn aufgeführt habe, ausschließlich aus meiner Kindheit stammen. Ich habe eigentlich nur an einen Ort gedacht, und genau diese Bilder gingen mir sofort durch den Kopf, weil diese Stadt für mich in erster Linie mit meiner Kindheit verbunden ist. Es sind hauptsächlich schöne Erinnerungen, voller Geborgenheit und Freude – schlimme Begebenheiten vergisst man ja schnell und für immer.

Diese Erinnerungen kommen meistens in völlig unerwarteten Momenten wieder hoch: Manchmal reicht allein der Duft von Pfannkuchen, die meine Großmutter gerade frisch backt, dass ich mich so geborgen und vertraut fühle, wie ich mich in ihrem Haus in Kasachstan immer fühlte. So wie vor zwanzig Jahren ruft sie mich heute noch in ihrem russlanddeutschen Dialekt zu Tisch, und es scheint dann, als habe sich nichts verändert. Doch dieser Geruch ist eine recht ephemere Erscheinung – innerhalb weniger Sekunden ist sie verflogen, und auch wenn dieses schöne Gefühl der Vertrautheit bleibt, reicht es nicht aus, um die zurückgelassene Heimat dauerhaft aufleben zu lassen.

Wenn ich jedoch meine Großmutter nach ihrer Heimat frage, erzählt sie mir selten etwas über Sibirien, wohin sie mit ihrer Familie 1941 deportiert wurde und wo sie den

größten Teil ihres Lebens verbrachte. Sie erzählt von dem russlanddeutschen Dorf nahe Saratow, wo sie geboren wurde, sie singt mir Lieder in ihrem Dialekt vor und weint, weil diese Heimat nicht mehr existiert. Meine Eltern und ich wurden hingegen nicht deportiert, wir hatten die Wahl und haben uns bewusst für Deutschland entschieden; wir mussten keine Erniedrigungen und Hunger erdulden wie meine Großmutter, und trotzdem kann ich ihre Gefühle sehr gut nachvollziehen.

In seinem Brief an die New York Times „Der Schriftsteller ist ein einsamer Reisender“ schreibt Joseph Brodsky, der 1972 aus der Sowjetunion ausreisen musste, also auch seine Heimat wider Willen verloren hat, dass es unwichtig sei, auf welche Art und Weise ein Mensch seine Heimat verlasse, denn dieser Ort bleibe trotzdem für immer seine Heimat.<sup>1</sup> Pawlodar ist für mich so mit meiner Kindheit verbunden, wie das Dorf nahe Saratow für meine Großmutter mit ihrer Kindheit verbunden ist. Auf eine unterschiedliche Weise haben wir unsere Heimatorte verlassen, und dennoch tragen wir beide nur die schönen Erinnerungen an unsere Geburtsorte und somit auch an unsere Kindheit in uns.

### Der Mensch als homo viator

In der heutigen Gesellschaft ist es nichts Besonderes mehr, wenn man bereits mit 30 Jahren mehrmals den Wohnort gewechselt hat, und das nicht nur innerhalb eines Landes. Ein

1 Vgl. <http://magazines.russ.ru/zvezda/2000/5/brodsk.html> (8. 11. 2013).

homo viator zu sein ist allerdings nicht leicht: Man integriert sich in die neue Gesellschaft, lernt eine neue Kultur und neue Menschen kennen, darf dabei aber seine eigenen Wurzeln nicht vergessen. Wenn man es doch tut, verlieren die neuen kosmopolitischen Erfahrungen ihren Wert. Für mich war die wichtigste Konstante in meiner persönlichen Situation immer meine Muttersprache.

Anders als die ephemere Natur des Heimatgeruchs gehört die Muttersprache zu den Grundkonstanten des Lebens, weshalb ich – obwohl ich das Deutsche liebe – das Russische nie aufgeben will. Es ist die Sprache, die mir das Gefühl gibt, in jedem Winkel der Erde zu Hause zu sein, auch wenn ich andere Sprachen um mich herum höre. Sobald ich ein Buch von Dostojewski oder Gogol auf Russisch in der Hand habe, fühle ich mich beheimatet.

Auch wenn die Sprache immer zu einer Nation gehört, hat meine Muttersprache für mich persönlich nichts mit einer bestimmten Nation zu tun, nichts mit Vaterland oder Patriotismus. Sie existiert in meinem Familien- und Freundeskreis, in den Filmen und in der Musik, die ich mag – und genau deswegen erfüllt sie mein Heimatbedürfnis. Sie kreierte mir einen Ort, der in Wirklichkeit vielleicht gar nicht existiert, an dem ich mit den Menschen und den Dingen zusammen bin, die mir wichtig sind. Nicht umsonst sagt Martin Heidegger, die Sprache sei „das Haus des Seins“.<sup>2</sup> Für mich ist sie das Haus meines erfüllten Heimatwunsches.

2 Martin Heidegger, *Holzwege* (Gesamtausgabe, Bd. 5), Frankfurt a. M. 1977, S. 310.

## Heimatverlust als Ursache einer neuer Wahrnehmung

Über die Bedeutung von Heimat dachte ich zum ersten Mal nach, als ich aus der Stadt wegzog, in der ich aufwuchs. Sehnsucht, Erinnerungen und Nostalgie halfen mir zu verstehen, dass Heimat letztlich ortlos und nur individuell definierbar ist: Der Mittelpunkt der Welt oder eben meine Heimat ist für mich dort, wo ich mich gerade befinde und mich an meine Kindheit erinnern kann, indem ich in meiner Muttersprache denke, spreche oder lese – also überall. Diese Auffassung spricht gegen alle sowjetischen oder auch postsowjetischen Heimatkonventionen, die uns vor allem ältere Lehrer in meiner Schule in Kasachstan eintrichtern wollten. Meine im Grunde utopische Heimatvorstellung erlaubt mir sogar zu sagen, dass ein Mensch im Laufe des Lebens mehrere „Heimaten“ für sich entdecken kann – auch wenn es im Duden heißt, dass der Plural dieses Wortes selten gebräuchlich ist.

Meine Großmutter lebt nun schon seit 72 Jahren nicht mehr in dem Ort, in dem sie aufwuchs und ihre erste Sozialisation erhielt. Trotzdem spricht sie immer noch ihren Dialekt, erinnert sich an ihre glückliche Kindheit, aber sie lebt nicht allein in diesen Erinnerungen, und das ist ein wichtiger Schritt, der einen Migranten zu einem Weltbürger machen kann: zu verstehen, dass das Leben nach dem Heimatverlust genauso schön und erfüllt sein kann wie vorher.

Katharina Martin

## **Einer wie alle, alle wie einer**

*„Und wer erklärt es mir?  
Wenn Deutscher war ich dort,  
Warum bin Russ' ich hier?“*

Auszug aus einem Gedicht von Familie Braun,  
Aussiedler aus Talgar/Kasachstan

„Oma, bist du Russin oder Deutsche?“, stelle ich routiniert meine Frage als Vorbereitung auf mein Referat zur Geschichte der Russlanddeutschen. Und sie lacht. Das ist ein herzhaftes und überraschtes Lachen, als ob sie mir damit sagen will: Kind, wozu fragst du? Aber ich muss das fragen. Das gehört zur Aufgabenstellung. Und sie lacht. Wie sie lacht ... Sie hat dieses wunderbare russlanddeutsche Lachen, das ich so liebe. Es ist so herzlich, aber gleichzeitig voller Bitterkeit. Das ist das Lachen, das vor allem die ältere Generation der Russlanddeutschen kennzeichnet. Es scheint, als sei dieses Lachen ihre Medizin gegen den Schmerz, der verdrängt, aber nie überwunden wurde. Meine Oma erzählt und erzählt, oft schweift sie vom eigentlichen Thema ab, sie schildert in kleinsten Details Situationen, die meist über meine Vorstellungskraft hinausgehen. Und ich? Ich bin innerlich aufgewühlt.

„Ja, eine Deutsche bin ich!“, sagt sie dann laut. Dabei richtet sie sich sogar ein bisschen auf. „Aber wie kannst du sagen, dass du Deutsche bist?“, rufe ich empört. „Geboren



wurdest du in der Ukraine, dein ganzes Leben hast du in Kasachstan verbracht! Wie kannst du dann sagen, dass du Deutsche bist?“ Ich fordere sie unbewusst zu einem Kampf heraus. „Na, was soll ich sonst sein?“, kontert sie. „Natürlich sind wir Deutsche, wir sind es immer gewesen! Man hat doch immer zu uns gesagt, dass wir Deutsche sind. Was sollen wir sonst sein?“ Dann lacht sie wieder. Und ich lache mit ihr. Ich lache, obwohl es eigentlich nichts zu lachen gibt.

Jahre her liegt nun dieses Gespräch. Viel Zeit ist vergangen, viel hat sich in meinem Leben verändert, auch meine Meinung und Einstellung zu einigen Dingen. Ich bin älter und erfahrener geworden. Meine Oma ist alt geworden. Bei ihr ist das wohl die einzige große Veränderung. Und da sitzt sie, die Deutsche (da muss ich schmunzeln) und hat dieses typische Aussehen eines russischen Großmütterchens.

„Wir sind Deutsche“, flüsterten unsere Großeltern in den weiten kasachischen Steppen oder bei heulendem Schneesturm in Sibirien. Erniedrigt, gedemütigt, ausgezehrt. Zwangskategorisiert, zwangsrussifiziert, zwangsassimiliert. Ihrer Rechte, ihrer Sprache und ihrer Kultur beraubt. Doch voller Stolz auf ihre Herkunft, voller Hoffnung auf eine bessere Zukunft und voll schmerzlichster Sehnsucht nach der unbekanntem, fernen Heimat. „Endlich können wir nach Deutschland zurückkehren, denn wir sind ja schließlich Deutsche!“, freuten sich unsere Eltern auf dem Weg hierher. Und sie betonten immer wieder, dass wir Deutsche sind, als würden sie selbst an ihren Worten zweifeln, und wiederholten es immer und immer wieder, damit es glaubhafter wirkt, damit auch der kleinste Zweifel, dass wir vielleicht doch keine Deutschen seien, beseitigt werde.

„Wir sind Russen! Russen sind wir!“, ruft unsere Jugend an jeder Ecke und klopft sich voller Stolz mit der Faust auf

die Brust. Unsere Jugend, die teilweise hier geboren ist, die oft kein Wort russisch spricht, die Russland oder Kasachstan nur aus den Erzählungen ihrer Eltern und Großeltern kennt. Wie sich einst unsere Großeltern nach Deutschland gesehnt haben, so sehnt sich die junge Generation jetzt nach einem fremden Land, das sie als ihre Heimat bezeichnen. Aber es ist nicht nur unsere Jugend, die diese Sehnsucht empfindet. Uns allen fehlt etwas. Sehnen wir uns tatsächlich nach einem Land? Nach einem bestimmten Fleckchen Erde? Nach dem Birkenwald hinter unserem Dorf oder den Apfelbäumen in unserem Garten? Sehnen wir uns nach dem Flüsschen, das durch unser Dorf fließt, oder nach dem unasphaltierten Weg, dessen Staub durch spielende Kinder aufgewirbelt wird? Oder sehnen wir uns etwa nach einem Haus, nach einem Gebäude, nach vier Wänden aus Holz oder Lehm? Sehnen wir uns nach diesem Himmel, an dessen Horizont im Winter die Nordlichter spielen, der viel weiter, viel höher, viel blauer ist und der viel mehr Sterne hat als der deutsche Himmel? Sehnen wir uns nach den warmen Sommerabenden, nach dem Gitarrenspiel und dem Gelächter, das durch die Nacht hallt?

Wir können uns an jede Kleinigkeit erinnern: Wie unsere Heimat aussah, wie sie klang, wie sie duftete. Aber ich sehe auch meine Heimat, wenn ich in die Augen meiner Kinder schaue. Ich höre sie, wenn ich morgens das Zwitschern der Vögel vernehme. Ich spüre sie, wenn ich abends nach einer Mahlzeit ins warme Bett falle und mich weder vor Hunger noch vor Krankheit oder Tod fürchten muss. Ich fühle mich frei, sicher und geborgen. Ich weiß, dass weder mir noch meiner Familie oder meinen Freunden etwas droht. Ich versuche durch mein Verhalten oder meine Sprache nicht auf-

zufallen – ich muss mich übrigens dafür weder anstrengen noch verstellen, denn ich bin mittlerweile durch und durch deutsch. Ich denke auf Deutsch, ich scherze auf Deutsch, ich schimpfe auf Deutsch. Ich fühle eine tiefe Verbundenheit zu Deutschland, zu seinen Menschen. Es ist eine tiefe Liebe, die aber lange reifen musste. Und dennoch macht mein Herz einen Sprung, wenn ich eine russische Melodie höre, wenn ich im Fernsehen die Landschaft Russlands sehe, wenn ich ein Gedicht über Russland lese. Dann verspüre ich wieder diese starke Sehnsucht und weiß nicht, wohin damit.

Den meisten Russlanddeutschen geht es so. Die Grenzen zwischen Individuum und Kollektiv verschmelzen immer mehr miteinander. Alle wie einer, einer wie alle. Jedes Schicksal ist einzigartig, und gleichzeitig steht es stellvertretend für Millionen anderer Schicksale. Unser Fluch ist, dass wir uns überall neu anpassen müssen. Jede Generation der Russlanddeutschen musste diesen Anpassungsprozess schon durchlaufen. Damals hieß das Zauberwort Assimilation, wenn man nicht auffallen wollte. Unsere Generation hatte Glück. Wir dürfen uns integrieren. Wir müssen nicht, aber wir sollten. Auf jede Art und Weise, jederzeit und überall, Mittel und Methoden zur Integration dürfen wir uns entweder selbst überlegen oder bekommen diese vorgeschrieben. Hauptsache, immer fleißig das Wort Integration erwähnen, und je öfter, desto besser, dann klappt es auch ganz bestimmt. Bitte fleißig die Sprache lernen, damit man die Brötchen beim Bäcker anständig bestellen kann, und der Rest ergibt sich dann von selbst.

Aufwachen! Gute Sprachkenntnisse sind für eine gelungene Integration unverzichtbar, das bestreite ich nicht. Doch sind perfekte Sprachkenntnisse etwa eine unbedingte und die

einzigste Voraussetzung für eine gelungene Integration? Wenn ich bedenke, dass es im deutschen Fernsehen heutzutage kaum eine Sendung gibt, in der nicht mindestens ein Moderator anderer Herkunft dabei ist, der nur ein gebrochenes Deutsch spricht, bin ich von den Forderungen an uns doch etwas überrascht. Viele Russlanddeutsche konnten bereits vor ihrer Einreise sehr gut deutsch sprechen. Doch sie gelten nicht automatisch als integriert. Nur weil jemand die Sprache erworben hat, ist er noch lange nicht integriert. Es ist lediglich ein Schritt in die richtige Richtung. Außerdem ist Integration kein einseitiger Prozess. Man darf nicht von den Menschen Bemühungen um Integration verlangen, wenn man ihnen offen seine Abneigung und Ablehnung zeigt. Beide Seiten müssen an einem Strang ziehen. Ein weiteres wichtiges Kriterium ist die Unterscheidung zwischen den einzelnen Gruppen. Ob Russe oder Russlanddeutscher (nein, das ist nicht das Gleiche!), Türke, Pole oder Araber: Oft werden alle aus Bequemlichkeit über einen Kamm geschoren. Es darf nicht ein einziges Integrationsprogramm für alle Integrationsbedürftige geben. Unsere Hintergrundgeschichten, unsere Probleme, unsere Bedürfnisse, unsere Sorgen, unsere Stärken und Schwächen unterscheiden sich voneinander. Wir brauchen keine Zwangsprogramme zur Integration, die von Menschen entworfen wurden, die unter Integration lediglich den Besuch eines Deutschkurses verstehen. Was wir brauchen, sind Aufmerksamkeit, Verständnis, Anerkennung, Respekt, aufrichtiges Interesse an uns als Volksgruppe, als Minderheit, als Teil der Gesellschaft, letztendlich als Menschen, jeder mit seiner eigenen Geschichte. Wieso können wir unsere Angst vor dem anderen nicht endlich überwinden, aufeinander zugehen und miteinander sprechen, sei es auch nur in gebrochenem Deutsch?

Die Ausgewanderten, die Deportierten, die Ermordeten, die Überlebenden, die Rückgewanderten, die Nicht-Integrierten, die Integrierten – so geht die Kategorisierung fort. Ich bin bloß ein Prozentsatz, ein Bruchteil, eine unbedeutende kleine Zahl in einer großen Statistik. Ich bin weder noch, aber gleichzeitig sowohl als auch. Ich bin heimatlos, aber gleichzeitig kann ich sowohl Russland als auch Deutschland als meine Heimat bezeichnen.

Im Herzen bin ich Deutsche. Eine Deutsche mit einer russischen Seele.

Albert Moor

## Was ist Heimat?

Manchmal bekomme ich die Frage gestellt, ob ich meine Heimat vermissen würde. Diese Frage wird von verschiedenen Personen gestellt. Von meinen Kommilitonen in Karlsruhe, wenn wir über unsere Schulzeit sprechen. Von meinen Eltern am Bodensee, wenn ich sie in den Semesterferien besuche und wir über das Studentenleben reden. Von meiner Oma in Deutschland, wenn wir uns über unsere Vergangenheit in Kasachstan, meinem Geburtsland, unterhalten. Auch von meinem Opa in Kasachstan, wenn wir ihn dort besuchen und über Deutschland sprechen. In diesen Momenten fällt es mir zunächst schwer, eine Antwort zu geben. Denn obwohl ich das Gefühl habe, meine Heimat zu vermissen, so muss ich erst ausgiebig darüber nachdenken, was meine Heimat ist.

Im Alter von vier Jahren bin ich mit meinen Eltern und einem Großteil meiner Verwandten nach Deutschland umgezogen. Ich besuchte einen deutschen Kindergarten und eine deutsche Grundschule. Ich machte mein Abitur an einem allgemeinbildenden Gymnasium, absolvierte meinen Zivildienst und studiere jetzt an einer Hochschule in Karlsruhe. Das heißt, alle wesentlichen Abschnitte im Leben eines jungen Menschen habe ich in Deutschland erfahren. Somit könnte man meinen, dass Deutschland meine Heimat sein muss. Aber ist das so? Was ist, wenn ich in Karlsruhe eine Familie gründe und nach dem Studium dort eine Arbeitsstelle annehme? Wird Karlsruhe dann zu meiner Heimat? Oder

wird es immer noch der Ort sein, wo ich meine Kindheit und Schulzeit verbracht habe und wo meine Eltern wohnen?

Diese Fragen lassen sich nicht eindeutig beantworten. Hinzu kommt, dass man sich heimisch fühlen muss, um von einem neuen Ort sagen zu können, dass er Heimat geworden ist. Aber sobald mich jemand nach meiner Herkunft fragt, fühle ich mich nicht mehr heimisch. 5500 Kilometer zwischen meinem Herkunftsort in Kasachstan und meinem derzeitigen Lebensmittelpunkt in Deutschland bringen mich dazu, mich fremd zu fühlen. Aber ein Ort, an den ich kaum noch Erinnerungen habe, wo ich keine Freunde habe und wo man als Russlanddeutscher diskriminiert wird, ist ganz sicher nicht meine Heimat.

Um seine eigene Heimat feststellen zu können, ist es zunächst notwendig, sich über seine eigne Identität im Klaren zu sein. Ist man denn nun Deutscher oder Russe? Obwohl ich in meinem Freundeskreis hauptsächlich nur Deutsche habe und mich mit Deutschland sehr stark verbunden fühle, würde ich von mir selbst nicht sagen, dass ich Deutscher bin. Zu Hause bei meinen Eltern und Verwandten wird immer noch russisch gesprochen und ein Großteil der russischen Kultur weitergeführt. Ich bin stolz, ein Teil davon zu sein, dennoch würde ich auch hier nicht sagen, dass ich Russe bin.

Es ist gut, wenn man Klarheit über seine Identität und Herkunft hat. Es ist gut, wenn man stolz darauf ist, Deutscher, Italiener, Amerikaner oder sonst was zu sein, mit allen kulturellen Facetten. Es ist aber ebenso gut, wenn man verschiedene kulturelle Hintergründe hat. Denn man bekommt einen umfassenden Einblick über alle Stärken und Schwächen dieser Kulturen. Deswegen vermeide ich es zu sagen, dass ich

Russlanddeutscher bin. Das, was ich und viele andere auf dieser Welt sind, geht weit darüber hinaus. Man weiß nicht nur, wie sich andere Russlanddeutsche, sondern auch, wie sich viele andere Menschen mit verschiedenen, gemischten kulturellen Hintergründen fühlen. Das ist es, was mir Klarheit über meine Person verschafft und mir hilft, meine Identität zu verstehen.

Ich denke, dass es dabei auch keinen Generationsunterschied gibt. Diese Identitätsfrage stellen sich sowohl meine Oma als auch meine Eltern und sogar mein kleiner Cousin. Meine Oma zum Beispiel spricht ein hervorragendes Deutsch mit regionalem Akzent, das sie von ihrer deutschen Mutter gelernt hat. Und doch hat sie Schwierigkeiten, manche Dinge zu verstehen oder sich mit anderen deutschen Omas zu befreunden, da sie immer das Gefühl hat, anders zu sein. Wenn man nun aber akzeptiert, anders zu sein und auch so von anderen gesehen zu werden, dann fällt es einem leichter, seine Identität zu verstehen.

Erst wenn man Klarheit über seine Identität hat, kann man sich mit der Frage nach seiner Heimat beschäftigen. Ich denke, dass jeder selbst darüber entscheiden muss und auch beeinflussen kann, was Heimat ist. Dabei spielt es keine Rolle, ob man Russlanddeutscher, Deutscher oder Russe ist.

Für mich ist Heimat ein Ort, wo ich meine Familie bei mir habe, wo ich meine Freunde zusammenführen kann, wo ich mich geborgen und sicher fühle, wo ich immer willkommen bin. Dieser Ort hat keinen Namen und ist auch kein Land. Denn dieser Ort liegt in meinem Herzen. Das ist meine Heimat.



Peter Neumann

## **Die Zarenkrönung der Sophie von Anhalt-Zerbst, das *lus sanguinis* und das *lus soli* und die unbeantwortete Frage, ob Deutschland ein Einwanderungsland sein soll**

Der 9. Juli 1762 war ein guter Tag für Russland und das Ende einer Reise für Sophie von Anhalt-Zerbst. Feierlich wurde die in Stettin geborene deutsche Prinzessin zur Zarin gekrönt. So endete ihre Reise nach Russland. Als aufgeklärte Monarchin sollte sie das Zarenreich mehr als 30 Jahre regieren und dabei innen- und außenpolitische Erfolge erringen, an die durch den ihr verliehenen Beinamen „die Große“ erinnert wird.

Mehr als 250 Jahre später, am 22. September 2013, endete vorerst auch die Reise des 1957 im kasachischen Kastek geborenen Heinrich Zertik. Als erster Russlanddeutscher überhaupt wurde Zertik, der 1989 nach Deutschland übergesiedelt war, als Abgeordneter in einen deutschen Bundestag gewählt. Der deutschstämmige Heinrich Zertik wurde in Kasachstan geboren und durfte Deutscher werden. 20 Jahre bevor Zertik in den Bundestag gewählt wurde, also 1993, wurde mein Bekannter A. als Kind Kosovo-albanischer Eltern in einem Dorf in Süddeutschland geboren. A. bekam keinen deutschen Pass und musste Deutschland im Jahr 2000 verlassen.

Warum darf ein in Russland geborener volksdeutscher Deutschland zu seiner Heimat machen, mein in Süddeutschland geborener Bekannter A. aber nicht? Zur Beantwortung

dieser Frage bedarf es zunächst einer Erklärung der miteinander verwandten, aber nicht zwangsläufig synonymen Begriffe „Staatsbürgerschaft“ und „Heimat“.

Die Entstehung des modernen Gedankens der Staatsbürgerschaft fiel zusammen mit dem Aufkommen demokratischer Ideen. Unser demokratisches Denken und in diesem Zusammenhang das Konzept des Staatsbürgers entstanden auf Grundlage der europäischen Aufklärung, die ein Prozess war, in dessen Zug Länder zu Staaten, Herrscher zu Regierenden und Untertanen zu Bürgern wurden.

Folgen zeigte die Aufklärung noch zu Lebzeiten von Katharina der Großen. Hatte ihr Bruder Friedrich August als Herzog von Anhalt-Zerbst noch zur Zeit des amerikanischen Bürgerkrieges seine Landeskinder als Soldaten an die britische Regierung verkauft, wandelten sich in den letzten Lebensjahren Katharinas im Zuge der französischen Revolution von 1789 die Untertanen des französischen Königs zu französischen Bürgern.

Der Wandel vom Untertan zum Bürger begründete zwei scheinbar einfache, tatsächlich aber sehr komplexe Fragen: Wer ist Bürger? Wie kann jemand Bürger werden? Der Untertan gehörte zum Grund. Wer den Grund besaß, besaß den Untertan. Zur Beantwortung der mit der Bürgerwerdung neu aufgetauchten Fragen wurden zwei Prinzipien, das *Ius sanguinis* und das *Ius soli*, entwickelt. Das *Ius sanguinis* begründete den Status des Bürgers eines Staates, also die Staatsbürgerschaft, auf Grundlage der Abstammung. Das Prinzip des *Ius soli* wiederum begründete die Staatsbürgerschaft auf Grundlage des Geburtsortes.

Für die meisten in Deutschland geborenen Menschen ist der technische Begriff „Staatsbürgerschaft“ synonym oder

teilsynonym mit dem emotionsgeladenen und mit sehr persönlichen Erinnerungen und Eindrücken verknüpften Begriff „Heimat“. „Ich bin deutscher Staatsbürger. Meine Heimat ist Deutschland.“ „Ich bin deutscher Staatsbürger. Meine Heimat ist Hessen“. Anders als für die meisten Deutschen sind die Begriffe „Staatsbürgerschaft“ und „Heimat“ für viele Russlanddeutsche, Spätaussiedler und Vertriebene hingegen nicht synonym: „Ich bin deutscher Staatsbürger und meine Heimat liegt in Saratow.“ „Ich bin deutscher Staatsbürger und meine Heimat ist Saratow und Bochum.“

Gerade die Schicksale der Heimatvertriebenen und der Aussiedler, aber auch die deutsche Geschichte, die über Jahrhunderte eine Geschichte der Zersplitterung in souveräne Einzelterritorien war, dürften die Ursache dafür sein, dass das *Ius sanguinis* das leitende Prinzip des deutschen Staatsangehörigkeitsrechts ist. Die Fundamente unseres Staatsbürgerschaftsverständnisses sind in Artikel 116 des Grundgesetzes und im 1953 beschlossenen Bundesvertriebenengesetz festgehalten. Auf Grundlage dieser Gesetze ist die in der kasachischen Steppe geborene Tochter volksdeutscher Eltern Deutsche, der in Bochum geborene und aufgewachsene Sohn türkischer Eltern hingegen unter Umständen nicht.

Die in den 1980er- und 1990er-Jahren millionenfach vorgenommene Verleihung der deutschen Staatsbürgerschaft an im Ausland geborene Volksdeutsche war vor dem Hintergrund unseres spezifisch deutschen Verständnisses von Staatsbürgerschaft nachvollziehbar und richtig.

Die in unserem deutschen Staatsbürgerschaftsverständnis begründete privilegierte Aufnahme der Russlanddeutschen und anderer Volksdeutscher legt den Verdacht nahe, diesen sei es besonders leicht gemacht worden, in Deutschland eine

neue Heimat zu finden, und sie seien entsprechend gut integriert. Anders als andere Einwanderer wurden die Russlanddeutschen bereits mit ihrer Ankunft in Deutschland deutsche Staatsbürger. Sie teilen mit uns die gleichen Rechte und Pflichten, sie können wählen und ohne Einschränkungen für öffentliche Ämter kandidieren. Auf dieser Grundlage überrascht es, dass erst im 18. deutschen Bundestag ein Angehöriger der immerhin über eine Million Menschen zählenden russlanddeutschen Minderheit vertreten ist. Die bisherige parlamentarische Abstinenz der Russlanddeutschen im Bundestag spiegelt die Situation in den Landtagen. So ist nach einem Bericht der *Deutschen Allgemeinen Zeitung* lediglich in der Hamburger Bürgerschaft und dem sächsischen Landtag jeweils ein russlanddeutscher Abgeordneter vertreten.

Das Fehlen von russlanddeutschen Entscheidungsträgern betrifft nicht ausschließlich die Parlamente, sondern nach einer 2006 vorgelegten Dissertation des Historikers Walter Graßmann über die Geschichte der evangelisch-lutherischen Russlanddeutschen etwa auch die evangelische Kirche. So stellen die Russlanddeutschen nach Graßmann zwar fünf Prozent der evangelischen Kirchenmitglieder in Deutschland, haben aber innerkirchlich keinen ihrer Mitgliederzahl entsprechenden Einfluss.

Nach einer 2009 erschienen Studie des Berliner Instituts für Bevölkerung und Entwicklung lag die Arbeitslosenquote unter Spätaussiedlern im Erhebungsjahr 2005 mit 15 Prozent zwar signifikant unterhalb der Arbeitslosenquote unter türkischen Einwanderern oder Einwanderern aus dem Nahen Osten, die bei 23 beziehungsweise 35 Prozent lag, sie war aber deutlich höher als die Arbeitslosenquote unter gebürtigen Deutschen, die 10 Prozent betrug.

Diese beispielhaft vorgetragenen Fakten stimmen nachdenklich. Schließlich sind die Russlanddeutschen rechtlich privilegierte Einwanderer. Sie erhalten unmittelbar nach ihrer Einreise die deutsche Staatsbürgerschaft und benötigen keinen Aufenthaltstitel. Sie dürfen uneingeschränkt Arbeit aufnehmen, können für öffentliche Ämter kandidieren und in Kirchen, Verbänden und Vereinen mitarbeiten. Die Tatsache, dass es selbst den Russlanddeutschen so schwerfällt, Einfluss in Politik und Gesellschaft auszuüben, lässt weit größere Schwierigkeiten bei anderen Einwanderergruppen vermuten.

Deutschland ist eine alternde Gesellschaft. In Zukunft werden in Deutschland immer weniger Erwerbstätige immer mehr Erwerbsspassive unterstützen müssen. Forcierte Immigration wird ein Instrument sein, um diese schwierige demografische Herausforderung zu bewerkstelligen. Unabhängig von diesem Zukunftsszenario sind allein im Jahr 2011 bereits eine Millionen Menschen nach Deutschland zugezogen. Auch wurden nach Daten der Bundesagentur für Arbeit bereits 2012 fünf Millionen Deutsche im Ausland geboren und hatten 15 Millionen deutsche einen Migrationshintergrund.

Auf Grundlage dieser Zahlen sollten wir einer gesamtgesellschaftlichen Diskussion der Frage, ob Deutschland bereits ein Einwanderungsland ist oder werden soll, nicht länger ausweichen. Erst eine Klärung dieser Kernfrage wird es ermöglichen, uns auf künftige Migration einzustellen und dabei die offensichtlichen Versäumnisse im Umgang mit früheren Einwanderergruppen, etwa den Russlanddeutschen, zu vermeiden. Nur die Integration von Einwanderern in unseren Arbeitsmarkt, aber auch in die Parteien, Kirchen, Verbände und Vereine wird diesen erlauben, Deutschland zu

ihrer Heimat zu machen und es ihnen ermöglichen, unsere freiheitlich-demokratische Grundordnung zu verinnerlichen und mit ihren eigenen, besonderen Erfahrungen und Fertigkeiten weiterzuentwickeln.

Die im Jahr 2000 begonnene, aber hoffentlich noch nicht abgeschlossene stärkere Orientierung unseres Staatsbürgerschaftsverständnisses am Prinzip des *Ius soli* wird hoffentlich Resultat dieses gesamtgesellschaftlichen Diskurses sein. Wie es vor dem Hintergrund von Flucht und Vertreibung und in Anbetracht der schwierigen Situation der Millionen in Ost- und Südosteuropa verbliebenen Volksdeutschen richtig war, diesen auf Grundlage des *Ius sanguinis* die deutsche Staatsbürgerschaft zu verleihen und ihnen somit ein Leben in Deutschland zu ermöglichen, sollte auch ein in Bochum, Frankfurt oder Hamburg geborenes Kind türkischer Eltern unsere Staatsbürgerschaft erhalten und Deutschland zu seiner Heimat machen dürfen.

Ich schreibe diesen Essay am Abend des 11. November 2013, dem St. Martinstag. Die Geschichte des Heiligen Martin, der seinen Mantel mit einem Frierenden geteilt hat, sollte uns allen Ansporn sein, auf fremde zuzugehen und ihnen im Rahmen unserer Möglichkeiten zu helfen. Wir sollten Menschen, die nach Deutschland kommen, dabei unterstützen, unser Land auch zu ihrer Heimat zu machen, und ihnen so erlauben, mit ihren besonderen Kenntnissen und Fähigkeiten zu unserem Gemeinwesen beizutragen.

Elina Penner

## Ein Dutzend Gründe

Eunt.

„Eins ist und bleibt scheißegal, wie oft ich es unserem Nachbarn auch erklären werde: Für den werde ich immer der Russe bleiben.“ Meine Eltern haben aufgegeben. Mein Bruder hat es nie versucht. Er fühlt sich wohl in seiner Rolle als Teilzeit-Russe. Es ist ja auch lustig, man spielt mit Schimpfwörtern und Wodka und Klischees und hat einen Platz gefunden. Wie erklärt man Deutschen, dass man eine Großmutter hat, die in Russland geboren ist, dort ihr ganzes Leben gelebt hat und wütend wurde, wenn man sie Babula genannt hat. Ich kann mich nicht daran erinnern. Meine Eltern haben es mir erzählt – wir waren zum ersten Mal wieder in Russland, und ich war daran gewohnt, dass die anderen Kinder im Asylantenheim zu ihren Omas Babula gesagt haben. Meine Eltern haben nie verstanden, warum sie mit mir russisch sprechen sollten. Warum auch? Es ist nicht die Sprache unserer Familie, unserer Vorfahren. Russisch kannten sie nur aus der Schule, vom Militär oder von den Männern, die ihre Großväter erschossen hatten.

Tweu.

„Tweuback? Kai, wässt dü uck n Tweuback? Eli, weut deu ohl wot dot äs?“<sup>1</sup>

1 „Zwieback! Kai, willst du auch einen Zwieback? Eli, weiß der schon was das ist?“

Mein deutscher Freund weiß auch, was Suschki sind. Und Prjaniki. Und immer will er Pelmeni essen. Einmal, nach dem dritten oder vierten Wodka, hat er groß herausposaunt, er wolle jetzt Russisch lernen. Plautdietsch wäre ihnen wichtiger, erklärten ihm meine Großeltern.

Dreu.

Drei Sprachen haben mich erzogen. Plautdietsch, Russisch, Hochdeutsch. Plautdietsch ist „die Sprache der Nachfahren niederdeutschsprachiger Auswanderer, die seit dem Ende des 18. Jahrhunderts Westpreußen in Richtung Südrussland/ Ukraine verließen“. Eine weiche und verspielte Sprache, die für mich mein Zuhause darstellt, meine Feiertage, meine Sonntage und meine Anrufe nach Hause. Wenn ich sie nicht gelernt hätte, wenn ich in einer Großstadt in Kasachstan oder Sibirien gelebt hätte, wäre es wahrscheinlich Russisch geworden.

Veuer.

Vier Namen haben sie immer alle. Hans-Ivan-Wanja-Johann. Tina-Ekaterina-Katja-Katharina. Den plautdietschen Rufnamen. Den russischen Namen für die Geburtsurkunde. Den russischen Kosenamen. Den deutschen Namen, den man nach der Ankunft in der Bundesrepublik bekommen hatte. Ein deutsches Pendant. Das Äquivalent. Das Gleiche nur in anders. Um die Integration zu erleichtern.

Jede Welt ein Name.

Fiev.

Fünf Jahre alt und schon auf zwei Kontinenten gelebt. 1991 war ich keine Sowjetbürgerin mehr, aber meine zukünftige Heimat wird mich stets daran erinnern, dass ich nicht in



Deutschland geboren bin. Mit fünf Jahren bestand meine Welt aus Nu Pagadi<sup>2</sup> und meinem deutschen Märchenbuch. Transnationalität einer Fünfjährigen.

Sahs.

Sechs! Die schlechteste Note im deutschen Schulsystem. Im sowjetischen war das die Eins. Ich hatte Russisch verlernt, und irgendwann hat es mich gepackt, wie ein Wahn, alles wissen zu wollen. Wer ich bin, wo ich herkomme, was ich sprechen sollte. Ich begann einen Russisch-Kurs an der Uni und scheiterte. Ich konnte sie nicht zähmen, diese unbändige, komplizierte Sprache. Aber sie muss doch irgendwo in meinem Kopf drin sein! Es gibt doch Videos von mir als Kleinkind, wo ich zwischen Plautdietsch und Russisch spielerisch hin- und herwechsle.

Als ich meiner Großmutter vor ein paar Jahren meine ersten russischen Brocken vorsprach, lachte sie lauthals: „Sie hat ja einen deutschen Akzent!“ Meine Mutter lachte auch: „Na woht dann? As je uck ne Dietsche!“<sup>3</sup>

Sewen.

Sieben Jahre werde ich studiert haben, wenn ich fertig bin. Ich werde zwei Universitätsabschlüsse haben. Ich bin die Erste. Deutsche Volkszugehörigkeit verwehrte in der Sowjetunion den Zugang zu den meisten Universitäten, Berufen und Karrieren. Nach Deutschland zu ziehen bedeutete eine Zukunft für mich und meinen Bruder. Eine, die wir in der Sowjetunion niemals gehabt hätten.

2 Deutsche Pop-Band.

3 „Na was dann, ist ja auch ne Deutsche!“

Ich besitze ein deutsches Abitur, ich habe in Deutschland studiert, ich habe im Ausland Deutsch gelehrt. Ich werde Wörter wie Dorf und Wurst und Mirko niemals richtig aussprechen können. Bei mir hört sich das dann an wie Doarf und Wuarst und Miako, weil ich aus Ostwestfalen komme. Aber nicht gebürtig. Dieses eine Wort, das den Hiesigen so wichtig ist.

Ahcht.

Acht Tage dauert Chanukka. In den USA habe ich einmal mitfeiern dürfen. Sie wollten, dass ich ihnen meine deutsche, christliche Weihnachtstradition näherbringe. Ich sagte, dass den Deutschen an Heiligabend das Christkind die Geschenke bringt. Mein Bruder und ich wurden aber immer am Weihnachtsmorgen beschert – wie in den USA. Ob das ein russischer Brauch sei? Nein, die Russen feiern das Neujahrsfest und am 6. Januar noch irgendetwas. Genau wusste ich das nicht; wir hatten es nie gefeiert.

Nehn.

Neun Leben, drei Kontinente, 14 Umzüge, zwei Auffanglager, fünf Sprachen, tausend Freunde, eine Familie – aber wie viele Heimaten?

Ich war zu jung, ich bin die mitgenommene Generation. Ich kenne doch nur mein kleines Dorf in Ostwestfalen und die Flughäfen dieser Welt. Gesucht habe ich sie, in jedem Winkel dieser Erde, diese „Heimat“.

Tiehn.

Zehn Jahre lang habe ich jetzt ein transatlantisches Leben gelebt. Zwischen Deutschland und den USA. Ich blieb immer misstrauisch, weil ich so erzogen wurde. Ich versuchte die

Amerikaner als Volk und als Menschen zu verstehen. Ich versuche auch die Deutschen zu verstehen. Meistens versuche ich zu verstehen, warum sie mich nicht deutsch sein lassen.

Ich werde immer aus der ehemaligen Sowjetunion kommen. Ich werde immer Aussiedlerin sein. Und das ist auch richtig so. Aber ich kann deswegen trotzdem Deutsche in Deutschland sein. Überall anders bin ich es ja auch.

Alf.

Elf Freunde sollt ihr sein! Vielleicht hat Andreas Beck deshalb zum Fußball gefunden. Als ich ihn diesen Sommer interviewt habe, sind wir ziemlich schnell auf das Thema russlanddeutsche Identität gekommen. Wir hatten das Gleiche durchgemacht.

Ich kann nicht so tun als ob. Ich kann auch nur meine eigene Geschichte erzählen, keine andere. Doch oft habe ich das Gefühl, dass die Geschichte der Plautdietschen, der Baptisten, der Mennoniten, diejenigen, die ihren Glauben, ihre Kultur und ihre Sprache unter dem Regime der Sowjets mit ihrem Leben verteidigt haben, kein Gehör findet in dieser von Migrationshintergründen besessenen Gesellschaft.

Twalf.

Zwölf Dörfer gab es. Da, wo ich geboren bin. Sie hatten keine Namen, sie waren nummeriert. Die Zahlen standen für unmissverständliche Eigenschaften, für die korrekte Aussprache von *mocken* vs. *mecken*<sup>4</sup> und eine unglaubliche Freiheit. Eine Weite und eine Ungebundenheit. Aber auch eine Unsicherheit und eine Ziellosigkeit. Viele Mennoniten sind nach

4 machen.

Südamerika und Kanada gezogen: Sie wollten diese endlose Unabhängigkeit zurück. Für ihren Glauben, aber auch für ihre Identität. Sie wollten wieder Deutsche sein. Und das konnten sie nur außerhalb von Deutschland.

Ich trage mit mir und in mir die Sprache meiner Vorfahren. Ich habe nichts anderes vorzuweisen. Dokumente kann man fälschen. Namen kann man sich erheiraten.

Meine Sprache, die ersten Worte, die ich in meinem Leben gehört und gesprochen habe, in ihnen finde ich meine Heimat.

Viktor Peter

## Die Heimat im Gedächtnis

In der Nähe oder Ferne – die Steppe lässt Distanzen verschwinden – umgibt ein blauer Zaun einige Bäume. Es ist ein helles und dennoch kräftiges Blau, das ihn ziert: Sowjetblau. Der Weg dahin über schlammig-eisigen Boden entzieht sich der Wahrnehmung. Den Kopf gesenkt wird er zum Kampf gegen den eisigen Wind. Die Bäume, die Schutz bieten könnten, befinden sich hinter dem Zaun. Es sind die einzigen im Umkreis von mehreren Kilometern. Das schwere Eisengatter lehnt lose und gewährt Einlass. Der Wind wird erträglicher. Die Bäume beruhigen ihn. Neben den Bäumen beherbergt das Fleckchen Erde innerhalb des Zauns Grabsteine und Kreuze. Lateinische und kyrillische Schriftzeichen wechseln sich darauf als Inschriften ab.

Das Grab meines Urgroßvaters entdeckte ich zuerst. Er ist einer der Ersten, der hier begraben wurde. Er hat seine letzte Heimat in der nordkasachischen Steppe gefunden. Seine vorherige Heimat in Gottliebtsdorf wurde ihm geraubt. Er gehörte der deutschen Minderheit in Wolhynien an, die im Vorfeld des Zweiten Weltkriegs zu einer angeblichen Bedrohung des sowjetischen Unterdrückungssystems wurde. Sie nahmen ihn, deportierten ihn und sagten ihm, dass das nun seine Heimat sei. Ein Friedhof. Tausende Kilometer entfernt von seinem Geburtsort, liegt er unter vereister Erde. In seiner Nähe entdeckte ich meine Großeltern, die ich nicht kennenlernen durfte, da die neue Heimat sie früh unter die

Erde gebracht hat. Auf ihren Grabsteinen sind keine lateinischen Buchstaben zu sehen. In kyrillischer Schrift steht da mein Nachname. Der Wind wird schwächer, je tiefer ich in das Labyrinth zwischen den Grabsteinen eintauche. Da sind die Eltern meiner Mutter. Von großen Grabsteinen herab betrachten mich ihre Namen: lateinische Buchstaben als stiller Protest gegen ihre erzwungene Heimat und deren Sprache. Vor zwanzig Jahren sah ich sie das letzte Mal hier liegen und fühle mich ihnen trotzdem sehr verbunden.

Die Wolken veranstalten ein Wettrennen. Der Wind peitscht sie an. Es ist Anfang November, und die ersten Schneeflocken begleiten uns. Der Weg vom Friedhof ins alte Dorf wirkt kürzer. Das alte Dorf, Ostrownoje, wurde mit den Mitteln, die es in dieser lebensfeindlichen Umwelt gibt, erbaut. Nach ihrer Deportation hier ausgesetzt – ohne Werkzeuge oder Lebensmittel –, sollten die Deutschen den kasachischen Winter überleben. Kleine Erdhügel erheben sich hier und da wie kleine Inseln aus der Steppe – eilige Unterkünfte, die in der Not dem Winter trotzen sollten. Sie sind die ersten Hinterlassenschaften meiner Vorfahren. Zynischer kann der Name des Dorfes dabei nicht sein: Neue Insel. Um diese Erdinseln herum stehen einige improvisierte Häuser. Verfall und Melancholie, wohin der Blick auch schweift. Ein Haus scheint noch in passablem Zustand zu sein. Wir nähern uns und betrachten es ausgiebig. Ich empfinde trotz des eisigen Windes auf einmal Wärme und fühle mich in gewisser Weise geborgen.

Das Dorf wurde größtenteils Anfang der 1960er-Jahre verlassen, da es in einem Sumpfgebiet errichtet worden war und allmählich verfiel. Hier sind meine Eltern geboren. Für sie war es keine Heimat. Ihre Eltern erzählten ihnen von deren

Heimat, und so fühlten sie sich dieser näher als der unwirklichen Umwelt in Nordkasachstan. Das Einzige, das gleich blieb, waren die Menschen. Opfer, die das gleiche Schicksal teilten und aus den gleichen Gebieten gegen ihren Willen hierher gebracht wurden. Somit definierte nicht der Ort Heimat, sondern die Menschen.

Das Surren des Windes begleitet uns weiter. Über eine Erdbrücke gelangen wir in das neue Dorf – Nowostroika. Hier habe ich meine ersten fünf Lebensjahre verbracht, in einer Siedlung, die übersetzt Neubau heißt. Meine Erinnerungen werden nicht angeregt, als wir durch die Straßen des Dorfes wandeln. Mit meiner geografischen Heimat verbindet mich in diesem Moment nichts. Das Haus, in dem ich aufgewachsen bin, erkenne ich nicht. Die Menschen, die mich eventuell heimatverbunden hätten werden lassen, sind schon längst nicht mehr hier. Das Einzige, das mir seltsam vertraut vorkommt, ist die Monotonie des Windes. Das überrascht mich. Sie hat sich eingebrannt in mein Gedächtnis, jedoch nicht in meine Erinnerungen.

Der Aufenthalt in dieser erzwungenen Heimat hat sich ins Gedächtnis vieler Deutscher aus der Sowjetunion eingebrannt; in Erinnerung hingegen ist weit weniger geblieben. Unser Gedächtnis können wir nicht steuern; unsere Erinnerungen jedoch bauen wir selektiv auf.

Auf dem Rückflug nach Deutschland lasse ich meine Gedanken Revue passieren. Ich kam nach Kasachstan mit der Erwartung, Erinnerungen an meine Kindheit und meine Heimat zu wecken. Ein wenig resigniert stelle ich fest, dass diese Reise meine Erwartungen dahingehend nicht erfüllt hat. Als ich jedoch Tage später die Fotos, die ich gemacht habe, meinen Eltern zeige, erfahre ich viele Details von ihnen, die sich

anscheinend unterbewusst in mein Gedächtnis eingebrannt hatten. Das Gefühl der Verbundenheit auf dem Friedhof beruht darauf, dass ich als Kleinkind dort viel Zeit verbringen musste, da viele meiner Angehörigen damals starben. Das Konzept der ausgeprägten Verbundenheit in einer Großfamilie bzw. der dörflichen Gemeinschaft war sehr wichtig und ersetzte dahingehend das Gefühl der geografischen Heimat: Die Menschen waren in ihrer Familie daheim. Das Haus im alten Dorf, das mir ein warmes und behagliches Gefühl bereitete, war das Haus meiner Großmutter. Sie lebte bis zu ihrem Tod im Jahr 1992 darin. Obwohl ich mich weder an das Aussehen des Hauses noch das Aussehen meiner Großmutter erinnern kann, ist mir anscheinend im Gedächtnis geblieben, wie sie war: ein warmer und gutmütiger Mensch.

Heimat ist kein geografischer Punkt auf einer Karte. Heimat ist viel eher eine emotionale Bindung an Menschen. Für meine Eltern war die Heimat mit der Gemeinschaft im Dorf verbunden. Noch heute treffen sie regelmäßig die ehemaligen Bewohner des Dorfes, die allesamt in Deutschland leben. Aber auch ich spüre eine Verbundenheit mit diesem Dorf. Selbst wenn ich keine aktiven Erinnerungen mehr an meine Zeit als dessen Bewohner habe, weiß ich, dass es in meinem Gedächtnis immer einen Platz als Heimat einnehmen wird. Das liegt auch bei mir vor allem an den Menschen, die einst dort wohnten. Im Unterschied zu meinen Eltern jedoch zu Menschen, die ich niemals kennengelernt habe: meinen Vorfahren.



Olga Schöttle

## **Heimat – Geburtsland, Herkunft oder Staatsangehörigkeit**

Wenn ich mich anderen Menschen vorstelle, sehe ich häufig Fragezeichen in ihren Gesichtern. Olga, der russische Vorname schlechthin, und Schöttle, ein schwäbischer Nachname? „Wie soll denn das zusammenpassen? Sie hat bestimmt einen Deutschen geheiratet? – Aber sie spricht akzentfrei Deutsch.“ Tatsächlich ist Olga Schöttle mein Geburtsname, und ich möchte Ihnen gerne in diesem Essay die Geschichte meines Namens erzählen – meine Geschichte.

Meine Mutter wurde 1953 in Nischni Tagil, in der Nähe von Jekaterinburg geboren. Ihr Vater ist ein Kaukasusdeutscher, der in Georgien aufwuchs und auf Geheiß Stalins 1941, unmittelbar nach dem Angriff der Deutschen, zwangsumgesiedelt wurde. Im Verlauf des Krieges wurde er in ein Arbeitslager in Nischni Tagil interniert. Dort kreuzten sich die Wege meiner Großeltern. Auch meine Großmutter erlitt ein ähnliches Schicksal. Ihre Familie wurde aus der Wolgadeutschen Republik vertrieben. Ihr Verbrechen – sie waren Deutsche. Der Name meiner Mutter ist Frieda Braun. Stellen Sie sich das einmal vor: in der unmittelbaren Nachkriegszeit mit diesem Namen aufzuwachsen. Sie hatte sich geschworen, dass sie ihren Kindern so etwas niemals antun würde. Sie nannte mich Olga und zog nach Deutschland.

1976 lernte meine Mutter während eines Kasachstan Urlaubs meinen Vater kennen, Waldemar Schöttle. Bis zur

Abreise nach Deutschland 1990 lebten sie gemeinsam in Georgiewka, einem kleinen Dorf nahe der kirgisischen Grenze, benannt nach der alten Heimat Georgien. Im Alter von vier Jahren zog ich zusammen mit meinen Eltern, meiner kleinen Schwester und meinen Großeltern nach Deutschland. „Endlich daheim“, das waren die Worte meines Opas nach unserer Ankunft. Leider blieben ihm nur vier Monate in diesem Land, das er zum ersten Mal betrat und dennoch Heimat nannte.

Wir waren eine der ersten Aussiedlerfamilien, die schon kurz nach der Grenzöffnung die Rückkehr nach Deutschland wagten. Ich habe den größten Respekt vor meinen Eltern, denn sie ließen ihr altes Leben, ihre Freunde, ihre Familie, ihr Zuhause zurück und stürzten sich in eine ungewisse Zukunft in einem unbekanntem Land, ihrer vermeintlichen Heimat. Doch ihr Vorteil, so dachten sie, sie waren Deutsche und sprachen auch deutsch. Ein Trugschluss. Denn ihr altertümliches Deutsch verstand kein Deutscher. Stellen Sie sich einmal vor, mit 37 Jahren plötzlich blind, taub und stumm zu sein. Denn Sie verstehen die Kultur nicht, die Sie sehen. Sie verstehen die Sprache nicht, die Sie hören. Und niemand versteht Sie, wenn Sie sprechen. Stellen Sie sich vor, wie es ist, wenn Sie noch einmal komplett von vorne beginnen. Wenn Ihr Hochschulabschluss nichts mehr wert ist und sie mit 38 Jahren eine Ausbildung beginnen – in einem fremden Land und in einer fremden Sprache. Erneut waren meine Eltern Fremde. In der Sowjetunion waren sie „die Deutschen“, und hier sind sie „die Russen“.

Was bin ich? Wer bin ich? Diese Frage habe ich mir in der Vergangenheit sehr häufig gestellt. Orientiere ich mich an meinem Geburtsland, dann bin ich Kasachin. Aber ich habe mein Geburtsland besucht, und ich habe keinerlei Bezug

dazu. Ich spreche die Sprache nicht, und die Kultur ist mir völlig unbekannt. Nein, Kasachstan ist nicht meine Heimat. Aber es ist die Heimat meines Vaters. Trotzdem bin ich keine Kasachin. Orientiere ich mich an dem Geburtsland meiner Großeltern, dann bin ich Georgierin. Ich kann mich erinnern, wie meine Großeltern väterlicherseits von diesem Land geschwärmt hatten. Und wie schwer ihnen der Abschied aus ihrer Heimat fiel, die sie verlassen mussten, weil sie Deutsche waren. Ich habe sehr großes Interesse an diesem Land, da es Teil meiner Geschichte ist, aber ich bin keine Georgierin.

Orientiere ich mich an meinen Mitschülern damals in der Schule, dann bin ich eine Wodka trinkende und Polka tanzende Russin (viele Deutsche tendieren dazu, die ehemaligen Staaten der Sowjetunion pauschal als Russland zusammenzufassen). Aber jeder Russe würde mich auslachen, wenn ich mit meinem starken deutschen Akzent behaupten würde, dass ich eine Russin sei. Nur eines, das kann ich laut einer Lehramtskollaboratorin nicht sein, Deutsche. Und doch – nach langen Überlegungen bin ich wohl am ehesten eine Deutsche. Ich habe mit Ausnahme von vier Jahren mein ganzes Leben hier verbracht. Ich war hier im Kindergarten, in der Schule und jetzt an der Universität. Ich habe hier meine Freunde und fast alle meine Verwandten. Meine schönsten und traurigsten Momente, an die ich mich erinnern kann, habe ich hier durchlebt. Ich spreche vorwiegend deutsch. Ich träume deutsch. Doch wenn Alla Pugatschowa erklingt, wenn der Duft von Tschebureki in der Luft liegt, dann zuckt etwas zusammen in mir. Es ist, als ob eine glimmende Flamme entfacht und mich mit einem warmen Gefühl erfüllt. Einem Gefühl von Heimat. Ein Gefühl, das ich wohl niemals in meinem Leben abstellen kann, egal, wie lange ich in Deutschland

oder vielleicht auch in einem anderen Land leben werde. Es ist diese Mischung aus all den Kulturen, die für mich Heimat bedeuten. Und ich sehe mich mittlerweile als äußerst privilegiert, dass ich mir das Beste aus all diesen Kulturen aussuchen kann.

Wieso muss ich mich überhaupt entscheiden? Wieso kann ich nicht einfach all das sein: Georgierin, Kasachin, Russin und Deutsche? Natürlich kann ich all das sein! Wir leben in einer multikulturellen Gesellschaft. Und auch ich bin „multikulti“. In der russischen Disko bin ich eine Russin. Beim Fußballspiel Russland gegen Kasachstan bin ich natürlich auf der kasachischen Seite. Mein größter Traum ist es, nach Georgien zu fliegen und mich auf die Suche nach meinen Vorfahren zu begeben.

Ich habe mit dem Wort „Heimat“ in meinem Essay sehr oft um mich geworfen und es teilweise auch gegensätzlich benutzt. Aber wie soll man dieses Wort definieren? Der deutsche Lyriker Georg Baron von Örtzen schrieb einst: „Wir sichern uns die Heimat nicht durch den Ort, wo, sondern durch die Art, wie wir leben.“ Und all diese Kulturen sind Gegenstand meines Lebens und die Art, wie ich mein Leben führe. Während meiner Schulzeit habe ich mir so oft einen anderen Namen gewünscht: Hätte mich doch meine Mutter statt Olga lieber Julia oder Christina genannt! Universelle Namen, die meine Herkunft nicht gleich preisgeben. Namen, mit denen ich nicht sofort in eine Schublade gesteckt werde, bevor man mich sieht oder reden hört. Heute bin ich stolz, meinen Vornamen zu tragen. Mein Name zeigt die Facetten meiner Identität.

Mein Name ist Olga Schöttle, geboren bin ich in Kasachstan, meine Mutter in Russland und mein Opa in Georgien, aber aufgewachsen bin ich in Deutschland.

Denis Wachtel

## Von den Träumen verlassener Orte

Die Frage „Wie viel Heimat braucht der Mensch?“ lässt sofort an Lew Tolstois berühmte Frage „Wie viel Erde braucht der Mensch?“ denken, die er in der gleichnamigen Erzählung aus dem Jahr 1886 stellt. Der Held seiner Erzählung ist ein armer Bauer namens Pachom, der schon sein ganzes Leben lang mit der Erde zu schaffen hat – doch ist das Stück Land, das er bearbeitet, zu klein und nicht sein eigenes. Eines Tages erfährt Pachom von einem reisenden Kaufmann über die günstige Möglichkeit eines Landkaufs in Baschkortostan,<sup>1</sup> wohin sich Pachom alsdann auf den Weg macht. Dort angekommen, erläutert ihm der Älteste der Baschkiren die Bedingungen des Landkaufs: „Wie viel Land du an einem Tage umgehen kannst, soviel soll dir gehören. Der Preis für ein Tag Land beträgt tausend Rubel. Doch wenn du am gleichen Tage nicht an die Stelle zurückkommst, von der du ausgegangen bist, dann ist dein Geld verfallen.“ Der Bauer freut sich und beschließt, eine Fläche von fünfzig Werst<sup>2</sup> abzulaufen. Am nächsten Tag markiert Pachom mit seiner Mütze, auf die er das Geld legt, den Ausgangspunkt. Von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang ist Pachom unterwegs. Die geplanten fünfzig Werst hat er schon hinter sich, doch ist er völlig am Ende seiner Kräfte.

1 Eine Republik im östlichen Teil des europäischen Russland.

2 Werst ist ein Längenmaß im zaristischen Russland, 1 Werst = 1066,78 Meter.

Stöhnend erreicht er seinen Ausgangspunkt vor Einbruch der Dunkelheit. Er fällt hin und berührt gerade noch rechtzeitig die Mütze, doch stirbt er im nächsten Moment vor Erschöpfung – alles war umsonst. Sein Knecht gräbt ihm ein Grab mit einer Länge von drei Aršin<sup>3</sup> – genauso lang wie das Stück Erde, das Pachom mit seinem toten Körper, von den Füßen bis zum Kopf, bedeckte.

Der Mensch benötigt nach Tolstoj also nur drei Aršin Erde, um begraben werden zu können. Anton Tschechow greift in seiner Erzählung „Die Stachelbeere“ aus dem Jahr 1898 diese These Tolstois auf und polemisiert gegen ihn: Nicht ein Mensch benötigt drei Aršin – nur eine Leiche kommt mit drei Aršin aus. Der Mensch hingegen braucht die ganze Erde (земля), die Fülle der Natur, um in Freiheit alle seine Eigenschaften und Besonderheiten seines freien Geistes zu offenbaren. Bemerkenswert ist dabei, dass Tschechow nicht mit nationalen Identitäten zu operieren scheint, sondern der ganze Erdkreis bei ihm als Heimat verstanden wird und der Mensch dabei als Kosmopolit, als Weltbürger, zu betrachten ist. Im Altrussischen trug das Wort „земля“ unter anderem auch die Bedeutung „Heimat“. Somit haben die beiden Klassiker der russischen Literatur auch eine Antwort auf die Frage „Wie viel Heimat braucht der Mensch?“ gegeben.

Was ist Heimat? Hierauf gibt es keine konkrete Antwort, auch kann es keine eindeutige Definition des Begriffs „Heimat“ geben. Philosophische Abhandlungen, Lexikonartikel mit vermeintlich präziser Auslotung dessen, was es mit dem Phänomen Heimat auf sich hat – all dies kann niemals die volle Bedeutung von Heimat erfassen. Denn Heimat ist

3 1 Aršin = 0,7112 Metern, etwa sechs Ellen.

immer individuell und bedeutet für jeden etwas anderes. Daher kann es mitunter befremdliche Gefühle auslösen, einen nüchternen Lexikonartikel zum Begriff „Heimat“ zu lesen – zu einem Begriff, der mit so vielen Erinnerungen, Sehnsüchten, mit Freude und manchmal auch mit Schmerz verbunden ist. Heimat ist vor allem ein Gefühl, das sich nicht adäquat auf verbaler Ebene ausdrücken lässt. Dieses Gefühl ist jedoch nicht konstant – ständig ändert es sich und wechselt seine Farben, seine Geschwindigkeit, seine Richtung. Manchmal verliert sich dieses Gefühl, dann scheint es, als wäre mit dem Gefühl auch die Heimat als konkreter Ort in der Welt oder zumindest als ein für immer memorierter gedanklicher Bezugspunkt abhanden gekommen.

Was ist Heimat für mich? Da ist die Erinnerung an meine Kindheit in Usbekistan, wo ich aufgewachsen bin. Doch geht die Erinnerung mit einem Schmerz einher, und das nicht nur, weil diese Heimat für immer verloren ist, sondern auch und vor allem, weil mir bewusst wird, wie wenig Heimat das usbekische Dorf für mich und meine Familie bot. Mit Heimat verbindet jeder Mensch neben der Beziehung zu Familie und Freunden immer auch einen Ort, an dem er auch seinen „Platz“ hat, in seinem Wesen akzeptiert und aufgenommen wird und zur Ruhe kommen kann.

Wenn ich an Usbekistan denke, an das Land, das meine Familie und ich vor rund zehn Jahren verlassen haben, dann ist da eine stille Traurigkeit und ein unentschiedenes hin- und hergerissensein. War dort wirklich Heimat? Als Kind einer deutsch-russisch-stämmigen Familie unterschied ich mich aufgrund meiner Herkunft auch äußerlich sichtbar von den anderen usbekischen Kindern. Ich war es gewohnt, als „kleiner Faschist“ bezeichnet und mit „Hitler

kaputt“ begrüßt zu werden – nicht nur von den Kindern, auch von den Erwachsenen. Manche Kinder warfen dabei manchmal mit Steinen nach mir. Freilich sind das nicht die einzigen Erinnerungen an Usbekistan. Doch wenn ich über den Begriff der Heimat nachdenke, sind es diese schmerzlichen Bilder, die mir in den Sinn kommen. Wahrscheinlich ist es schwierig, ein Heimatgefühl zu entwickeln, wenn man als Kind begreifen muss, dass man in dem Land, in dem man geboren wurde, dessen Sprache so etwas wie die zweite Muttersprache ist, sich dennoch oft wie ein Fremdkörper fühlt und auch so behandelt wird.

Kann ein Land oder ein Volk Heimat sein, wenn gesellschaftliche Konventionen einer streng muslimischen Gesellschaft und tradierte gedankliche Barrieren aus Vorurteilen und Argwohn eine wirkliche Integration und eine gegenseitige Akzeptanz von vornherein ausschließen? Immer wieder haben uns Dorfbewohner „empfohlen“, dieses Land zu verlassen. Meine Familie hat es schließlich getan – nachdem wir nach zwölf Jahren des Wartens endlich die Einreise Genehmigung nach Deutschland erhielten. Doch vermissen wir dieses Land, diesen Ort, der doch so etwas für uns war wie – Heimat. In meinem Fall ist die Bedeutung des Heimatverlustes schwer zu umreißen. Das usbekische Dorf an der Grenze zu Kirgisien war einerseits Heimat – zumindest in geografischer Hinsicht. Meine Familie lebte dort autark, doch nach dem Zerfall der Sowjetunion wurden die Bedingungen schwieriger, und wir empfanden bereits den Verlust von Heimat, lange bevor wir das Land verließen. Äußere Faktoren zwangen meine Familie dazu, alles, was wir besaßen, zurückzulassen und im Grunde mittellos ein neues Leben zu beginnen in einem fremden Land – in Deutschland.



Wir ließen unser Haus, unsere Tiere, unser Land zurück. Meine Eltern gaben für immer ihre Arbeit auf, meine Mutter den Beruf als Ärztin und mein Vater den als Lehrer – die Arbeitsbedingungen in Deutschland machten es in ihrem Fall unmöglich, in diesen Bereichen weiter zu arbeiten. Wir gaben all das auf, was wir bis dahin mit Heimat verbanden: unser autonomes Leben in der unbegrenzten Natur einer usbekischen Berggegend, wenige gute Freunde, unsere Identität.

Die Ankunft in Deutschland war ernüchternd. Trotz meines deutschen Passes wurde mir bald bewusst, dass die Zugehörigkeit zu einer Nation und die damit verbundene Akzeptanz sich nicht allein am Pass entscheidet. Die Bezeichnung „russischer Spätaussiedler“ hat sich seit der Ankunft in Deutschland in mein Gedächtnis gebrannt. Die Erfahrungen, die meine Familie in den ersten Jahren in Deutschland durchlebte, waren sehr schmerzlich. Unser Status als Spätaussiedler wurde genauestens definiert, und die Rechte jedes einzelnen Familienmitglieds wurden festgelegt. Beschränkungen, persönliche Erniedrigungen, bürokratischer Spießrutenlauf und das Gefühl von Ohnmacht und Identitätsverlust – diese Erfahrungen nach unserer Ankunft in Deutschland haben Wunden hinterlassen, die bis heute nicht verheilt sind. In unserer Familie schweigen wir darüber.

Integration betrachte ich als einen respektvollen Zusammenschluss verschiedener Nationalitäten. Die aufnehmende Nation betont dabei nicht ihre eigene Stärke, sie diktiert nicht allein die Bedingungen des Zusammenlebens, sie hat ein offenes Ohr für die Not und das Leiden anderer. Integration soll und kann nicht nur einseitig sein – das Bemühen eines Russlanddeutschen, sich in die deutsche Gesellschaft

zu integrieren, muss auch mit der Bereitschaft der deutschen Gesellschaft einhergehen, die neuen Mitbürger und neuen Mitglieder der Gesellschaft als Menschen mit einer Würde und einer persönlichen Geschichte wahrzunehmen, wobei diese Geschichte nicht selten eine Leidensgeschichte ist. Viele Aussiedler machen die Erfahrung, dass diese Leidensgeschichte in Deutschland weitergeht.

Die in Deutschland lebenden Russlanddeutschen lassen sich zunächst in zwei Gruppen teilen: die ältere und die junge Generation. Die jungen Russlanddeutschen sind mit ihren Eltern meist bereits in ihrer Kindheit nach Deutschland ausgewandert oder in Deutschland zur Welt gekommen. Im Falle der älteren Generation lässt sich konstatieren, dass ihre Seele an Russland hängt, in Deutschland fühlen sie sich fremd. Die junge Generation fühlt sich hingegen fest in Deutschland verwurzelt und ist meist auch gut integriert. Wir sind wieder bei der Frage: Was ist Heimat?

Ganz nüchtern und pragmatisch lässt sich hierauf antworten, dass Heimat ein Land ist, wo der Mensch im Alter seine Rente bekommt, ein Land, in dem ein Mensch nach seinem Tod begraben sein will. Dies führt uns wieder zu Tolstoi und den drei Aršin Erde. Doch selbst diese nüchterne Perspektive bietet sich nicht allen Aussiedlern: Russlanddeutsche der älteren Generation, die nicht aus Russland, sondern aus anderen ehemaligen Sowjetrepubliken kommen, haben solch einen Anspruch auf Rente meist nicht.

Heimat – das ist auch die eigene Sprache. Das Russische wird von vielen Russlanddeutschen in Deutschland leider sehr vernachlässigt. So wichtig es ist, die deutsche Sprache gut zu beherrschen, so ist es für die eigene kulturelle Identität ebenso wichtig, dass die Sprache des Herkunftslandes

– für manche ist es sogar die Muttersprache – nicht ganz vergessen wird. Doch manchmal hat man den Eindruck, dass die jüngeren Leute diese bewusst vernachlässigen, um nicht als Russen abgestempelt zu werden. Der Status und der „Ruf“ der Russlanddeutschen scheint sich gewandelt zu haben: Zu Zeiten Peters des Großen war die Gemeinde gut ausgebildeter Deutscher, die in der Nemeckaja sloboda<sup>4</sup> lebten, hochgeschätzt. Während der Regentschaft von Katharina der Großen waren deutsche Siedler an der Wolga willkommen. Die nachfolgenden Generationen hingegen, die Jahrhunderte später wieder nach Deutschland zurückkehren, haben einen schweren Stand. Sie fühlen sich meist nicht willkommen und wie Fremde im eigenen Land, das nie ihres war.

Meine Muttersprache ist russisch, meine „Heimatsprache“ aber war usbekisch. Ich spreche es nicht mehr, seitdem ich Usbekistan verlassen habe. Die deutsche Sprache, die ich vor rund zehn Jahren erlernt habe, gebrauche ich nun wie selbstverständlich, ich rede und schreibe fast ausschließlich deutsch, ich habe an einer deutschen Universität studiert. Doch fühle ich mich im Deutschen nicht so zu Hause wie im Russischen. Kann eine neu erlernte Sprache eine neue Heimat bieten? Ist Deutschland für mich mittlerweile eine Heimat geworden? Für mich habe ich diese Fragen noch nicht eindeutig beantworten können. Braucht der Mensch überhaupt eine Heimat? Mit Tolstoi gesprochen, würde ich antworten: Ja! Der Mensch benötigt symbolisch wenigstens drei Aršin Erde, die er sein Eigen, seine Heimat nennen kann. Ein Fleckchen Erde als festen Bezugspunkt in der Welt, um sich

4 Deutsche Vorstadt.

nicht gänzlich zu verlieren. Aber auch gegen Tolstoi und mit Tschchow gesprochen, halte ich fest: Der Mensch braucht die ganze Erde, um seinen Geist in Freiheit zu entfalten. Zudem kann derjenige, der seine eigene Heimat verloren hat, in der Hoffnung leben, irgendwann eine neue Heimat auf dieser Erde zu finden – vorausgesetzt, er ist in der ganzen Welt zu Hause.

Anastassiya Zhakupova

## **Heimat sind die Menschen, die auf dich warten**

*„Ich hatte einst ein schönes Vaterland.*

*Der Eichenbaum*

*wuchs dort so hoch, die Veilchen nickten sanft –*

*es war ein Traum.*

*Das küßte mich auf deutsch, und sprach auf deutsch*

*(Man glaubt es kaum*

*Wie gut es klang) das Wort: „ich liebe dich!“ –*

*es war ein Traum.“*

Heinrich Heine

Die Heimat ... Alle sprechen darüber, aber was versteht man unter „Heimat“? Ist es der Ort, wo du geboren bist? Oder ist es das Land, wo du deine Kindheit verbracht hast? Vielleicht ist die Heimat der Ort, an dem du alt werden willst? Nein, die Heimat ist weder der Wohnort noch der Geburtsort. Heimat ist dort, wo der Mensch sich als ein Teil davon empfindet, wonach er – ungeachtet des Alters und der Umstände – strebt. Die Heimat ist ein Ort, den wir aufbewahren und beschützen. Dort, wo wir uns wohlfühlen, wo wir unseren Idealen treu bleiben können. Die Pflicht eines jeden Menschen ist der Schutz der Heimat und die Liebe zur Heimat. Die Liebe zur Heimat hat weder mit der Nationalität

noch mit dem Wohnort zu tun. Die Liebe zur Heimat bestimmen die Gefühle.

Vor 250 Jahren erließ Zarin Katharina II. das Einladungsmanifest an alle Ausländer, sich in Russland anzusiedeln. Die im Manifest festgelegten und über Jahrzehnte von der russischen Regierung eingehaltenen Privilegien, allen voran die freie Religionsausübung und Selbstverwaltung, trugen dazu bei, dass sich eine besondere ethnisch-soziale Schicht deutscher Kolonisten herausbildete, die ihre kulturelle Verbundenheit zur Heimat ihrer Väter über Generationen bewahren konnte. Dass wir heute noch ein lebendiges deutsches Leben in Russland vorfinden, verdanken wir unter anderem der Kolonistenpolitik von Zarin Katharina II. Ihr Einladungsmanifest und die folgende Ansiedlung der Deutschen im Russischen Reich sind Ausdruck der friedentiftenden Verbundenheit Deutschlands und Russlands. Die heutigen Nachfahren der Kolonisten sind ein lebendiger Beweis dafür.

Was die Übersiedlung der Russlanddeutschen zurück nach Deutschland angeht, können wir annehmen, dass manche sich nach der historischen Heimat sehnten, aber die Mehrheit ein besseres Leben wollte.

Die Russlanddeutschen wissen am besten, was Heimatverlust bedeutet und was der Mensch dabei fühlt. Der Verlust der Heimat heißt: Umzug in ein anderes Land, eine andere Stadt oder ein anderes Gebiet. Der Mensch verliert dabei alles, was ihm vertraut war – sein Haus, seine Straße, die Plätze, die er liebte. Das Schmerzlichste jedoch ist der Verlust der Verwandten und der Freunde, die er lange Zeit nicht, manchmal sogar nie mehr wiedersehen wird. Doch nach dem Verlust der ersten Heimat findet der Mensch eine zweite Heimat. Wir können das am Beispiel der Russlanddeutschen sehen, die vor

250 Jahren nach Russland zogen und dort ihre zweite Heimat fanden.

Wenn wir auf verschiedene Generationen von Russlanddeutschen blicken, werden wir sowohl Unterschiede als auch gemeinsame Züge finden. Die Generationen von Russlanddeutschen lassen sich nach verschiedenen Epochen, historischen Ereignissen, nach ihrer Einstellung zur Geschichte usw. unterscheiden. Was sie jedoch verbindet, sind die Gesellschaften (Vereine) der Volksdeutschen – das sind Orte, an denen sie sich treffen und miteinander kommunizieren, wo sie verschiedene Nationalfeiertage feiern und vieles voneinander lernen können, denn bei diesen Gelegenheiten tauscht die ältere Generation ihre Erfahrungen mit der jungen Generation aus. Die ältere Generation gibt das an Wissen weiter, was für die junge Generation zur Fortsetzung ihrer Geschichte als deutsche Minderheit unabdingbar ist – sie muss die Geschichte des eigenen Volkes kennen, um die Traditionen weiter pflegen zu können. In Kasachstan werden große Veranstaltungen von Russlanddeutschen organisiert, bei denen Russlanddeutsche aus dem ganzen Land zusammenkommen. Solche Veranstaltungen geben der jüngeren Generation die Möglichkeit, über ihr eigenes Volk mehr zu erfahren, denn wie der russische Publizist und Philosoph Wissarion Grigorjewitsch Belinski sagte: „Die Natur erschafft den Menschen, aber die Gesellschaft entwickelt und bildet ihn.“

Der Mensch kann eine erste, zweite, dritte Heimat haben. Aber das ist nicht so wichtig. Das Wichtigste ist, dass es in jeder einzelnen von diesen Heimaten Menschen gibt, die auf ihn warten.

Ruth-Maria Ziegler

## Ogní Moskvý – Moskauer Lichter

Wie viel Heimat braucht der Mensch? Wer weiß das schon! Nur eines ist sicher: Der Mensch versucht, sich an etwas festzuhalten. Er sucht etwas, woran er sich festhalten kann. Das ist zunächst der Leib der Mutter, später werden es die anderen Familienmitglieder sein, die Schulfreunde, die Arbeitskollegen, die sich in der vertrauten Umgebung bewegen. Die Heimat ist nicht vorrangig ein Ort – es sind die Menschen, die einen mit diesem Ort verbinden, die an diesem Ort zusammenleben, sich seinen Gegebenheiten anpassen. Ort und Menschen verschmelzen zur „Heimat“.

Die Gegebenheiten der Heimat haben die Entwicklung des Menschen in eine gewisse Richtung gelenkt. Die Heimat hilft einem dabei, sich selbst zu verstehen, zu definieren. Eine gute Heimat hat der eigenen Seele geholfen, sich frei zu entfalten, sich Selbstvertrauen und Zukunftsfreude anzueignen. Eine gute Heimat rüstet den Menschen für ein glückliches Leben. Eine schlechte Heimat hat die Seele blockiert und eingesperrt, sie hat uns mit Ängsten geknebelt und mit Schmerzen betäubt. Die Zukunft ist dann etwas, was nie geschieht, der heutige Tag verschlingt den morgigen – und man ist eingesperrt in sich selbst, unfähig zum Glück.

Da wir als Menschen aber nach einer guten Heimat suchen, geben wir unsere tatsächliche Herkunft manchmal auf und gehen auf Wanderschaft. Unsere Seele braucht eine gute Heimat, um weiterleben zu können. Auf der Suche nach der



Seelen-Heimat finden manche ihr Glück tatsächlich auf einem anderen Kontinent, in einem anderen Land oder auch nur einer anderen Stadt. Und manche haben diese Seelen-Heimat in ihrem Inneren entdeckt. Ich wage es zu behaupten, dass Menschen, die ihre Heimat verlassen haben oder von ihr enttäuscht wurden, „advanced learners“ sind auf dem Gebiet der inneren Heimat. Notgedrungen haben sie versucht, sich ihren trostvollen, vertrauten Ort im eigenen Inneren zu errichten – wo er sie treu begleitet. Freunde, die weit entfernt sind, Familienmitglieder, die verstorben sind – sie alle können in der inneren Heimat bei uns sein. Vielleicht wächst die Kraft der inneren Heimat in dem Maße, wie die äußere Heimat zerbröckelt.

In einem russischen Lied heißt es: „Dein Zuhause ist dort, wo man dich versteht, dort, wo man hofft und wartet, wo du das Schlechte vergisst – das ist dein Zuhause. Ein Haus, wie es allen seit langer Zeit bekannt ist, die Wände und Fenster, selbst Tisch und Stühle – das macht ein Zuhause nicht aus.“ – Das Lied ist sehr schön und gefühlvoll, und es lebt vor allem von der mystischen Doppel-Bedeutung des Wortes „Haus“ im Russischen. Denn „Haus“ heißt „dom“ und Zuhause heißt „dóma“, was streng genommen nur der Genitiv von „dom“ ist. Die Sätze „Das ist mein Haus“ und „Das ist mein Zuhause“ sind im Russischen identisch. Irgendwie verschmelzen innere Heimat und Behausung in dieser Sprache.

Ich habe selbst auch eine kleine Weile in Russland gelebt, und mir ist der besondere Bezug zum „Zuhause“ sehr eindrücklich in Erinnerung geblieben. Das Zuhause ist nicht so sehr ein Vorzeige-Objekt im materiellen Sinne (wie es in amerikanischen Filmen suggeriert wird, wo „home“ das Aushängeschild der Hausfrau ist und zu seiner Gestaltung

Einrichtungsdesigner bezahlt werden), sondern viel eher der einzige wahre Rückzugsort, wo die Seele frei atmen kann, die Menschen sie selbst sein können. In einer Welt, wo Verleumdung an der Tagesordnung war, haben die Russen gelernt, das Innen und Außen penibel auseinanderzuhalten. Man musste sich zurückziehen in die innere Welt, dort Trost und Frieden finden, und außerhalb der eigenen vier Wände ein „Poker-Face“ bewahren, die Regeln des Staates auf eine Art und Weise befolgen, die vermuten ließ, dass man voll und ganz dahinterstand. Unsichtbarkeit war damals ein hohes Gut. In gewissem Sinne hat die sowjetische Regierung den Rückzug ihrer Bürger in die kleinste Welt der Wohnung und des Geistes gefördert: Dadurch, dass es ein großes Anliegen der Regierung war, jedem Bürger einen bezahlten Job, eine Wohnung mit Elektrizität, fließendem Wasser und Zentralheizung zu geben, konnte die Anonymität außerhalb der Wohnung wachsen. Man brauchte nur Lebensmittel und Klopapier kaufen, der Rest erledigte sich praktisch von allein. Ganz anders sah es vormals aus, als einen die Nachbarn täglich sahen, wie man Holz hackte, Kühe melkte und Rüben anbaute, um überleben zu können – sie lernten den Charakter des anderen kennen und waren in der Lage, seine Fähigkeiten und Unfähigkeiten zu beurteilen. In der neuen Ära fiel aber selbst das althergebrachte Überprüfen der nachbarlichen Frömmigkeit durch das totale Kirchen-Verbot weg. (Welch schnöde Prosa des Lebens, wo Kirchen als Kartoffel-Lager benutzt werden!)

In dem berühmten Film „Iřònija sudbý“ oder „S lèkim pàrom“ („Die Ironie des Schicksals“) ist das Thema des anonymen Hauses die Grundlage für die Handlung. Im staatlichen Wohnungsbau wurden nicht nur die immer gleichen Häuser und gleich zugeschnittenen Wohnungen gebaut,

sondern selbst die Straßennamen verfügten nur über ein begrenztes Repertoire, das sich in jeder Stadt wiederholte, und die Schlösser an den Türen sowie die Möbel darin – alles war gleich. Was ist Heimat in einem Land, wo alles „gleich“ ist, wo alle „gleich“ sein sollen? Ist dann die Heimat überall, oder ist sie nirgendwo, weil nichts mehr Ausdruck der eigenen Individualität sein kann? Die Antwort darauf gibt uns der Hauptprotagonist Schenja. Vollkommen betrunken, im Glauben, zu Hause zu sein, legt er sich in einer fremden Stadt in „sein“ Bett. Dort wird er überrascht von der tatsächlichen Eigentümerin der Wohnung, die sich nach einigem Hin und Her, einiger „Ironie des Schicksals“ eben, als Liebe seines Lebens erweisen sollte. Die beiden machen sich auf, gemeinsam eine kleine Welt zu bewohnen – die 32 qm-Wohnung Schenjas in Moskau. Seine früheren Einwände gegen die Ehe („aber dann wirst du mir ja den ganzen Tag vor den Augen herumwuseln“) hat Schenja zugunsten der Liebe aufgegeben.

Die Heimat in einem Land, wo alles „gleich“ sein soll, sind die Menschen. Sie verbinden sich, um die eigene Individualität zu stärken, um standzuhalten, wenn ihre Eigenheit glatt gebügelt werden soll. Sie schaffen sich eigene kleine Universen in ihren 32 qm-Wohnungen und verbinden so das Zuhause mit der geistigen Heimat. Es scheint mir ein Grundbedürfnis des Menschen zu sein, unter den Zwängen der äußeren Welt etwas Eigenes in seinem Inneren zu pflegen. Das hilft dabei, die eigene Persönlichkeit wahrzunehmen, ihre Grenzen und Landschaften zu definieren. So kommt es vielleicht, dass die Russlanddeutschen, die ich kenne, ein Schicksal teilen: Sie sind im Herzen immer in jenem Land, in dem sie gerade nicht sind. Da wird plötzlich das äußere Russland zur inneren Heimat – durch Sprache, Möbel, Dekoration der

Wohnung, russische Lebensmittel. Wer auf der Straße ständig „Russe“ genannt wird, der kann kaum verhindern, „russischer“ zu werden, als er es in Russland je war. Denn in Russland werden die Russlanddeutschen „Deutsche“ genannt. Oft haben sie sich in der Sowjetunion bemüht, ihre Muttersprache, ein altmodisches Deutsch, zu bewahren, haben sich vor Diskriminierung, Demütigung und Gewalt in das Andenken der alten Heimat geflüchtet. Ist bei ihnen das Äußere zum Inneren geworden, als sie aus Deutschland nach Russland und später aus Russland nach Deutschland kamen?

Diese Frage kann ich als langweilige „Nur-Deutsche“ nicht beantworten. Ich habe lediglich einen Vorgeschmack davon bekommen, als ich Freunde in Russland verließ. Hat man einmal einen Seelenverwandten gefunden, möchte man ihn nicht mehr so bald verlassen. Diese Seelenschwester wird zu einem Stück Heimat, einem Ort im Inneren, wo man Trost und Selbstvertrauen finden kann. Darum habe ich auch ein Stück Russland im Herzen. Es ist ein Ort voller dürrer Birken und Wolkenbänke, eine unendliche Ebene, in der große Seen und Flüsse treiben, ein schräg fallendes, nördliches Licht, das den Häusern lange Schatten an die Füße heftet – ein Ort, der älter ist als ich. Langsam, langsam rumpelt der Zug durch die Wäldchen, vorbei an bunten und morschen Holzhütten, an halb verfallenen Bahnsteigen, lose schwingenden Laternekabeln. Bis zu jenem Ort, wo meine Freunde wohnen – in ihrem kleinen Heim, das sie mit mir teilen, auf dass wir uns verschwistern, im unausgesprochenen Vertrauen, dieses Heim nie zu verraten. Und dann nimmt Sveta eine Gitarre, und ihre Stimme, die auf der Straße mädchenhaft zart und vorsichtig klingt, wird laut und rau – und sie singt das Lied vom Haus, das kein Zuhause ist.

Und was mache ich jetzt, wenn ich meine Freundin vermisst? Ich gehe in den russischen Laden an der Ecke, der sich geschickt tarnt und „Internationale Spezialitäten“ nennt. Dort kaufe ich mir russische Süßigkeiten, am liebsten die Bonbons „Ogni Moskvý“. Und ich schaue mir noch eine Weile die Teppiche, Wachs-Tischtücher und Ölgemälde an, die Samoware und Kognakgläschen, die kitschiger und hässlicher sind, als ich sie in Russland je gesehen habe. Dann bezahle ich – wortkarg; manchmal sage ich einige Worte auf Deutsch oder auf Russisch, je nachdem, wie viel Mut ich gerade habe. Es ist merkwürdig, der russischen Verkäuferin Euro zu geben. Dann gehe ich nach draußen und wappne mich mit einem russischen Bonbon gegen die deutsche Kleinstadt, und denke: Eigentlich schmeckt es scheiße. Nach Milchpulver und ranzigem Schokoladenfett. Aber tapfer kaue ich das Bonbon und lasse mir nichts anmerken. Der Mensch braucht seinen inneren kleinen Anarcho-Staat – zumindest einen kleinen feinen Widerspruch zur Gesellschaft. Die innere Heimat muss einen Schlupfwinkel haben, der anders ist als die äußere Heimat. Dann erst sind wir verankert.

Die erleuchteten Fenster der russischen Wohnblocks scheinen mir als ein Licht der Verheißung: lauter kleine Universen, in denen die Freiheit und die Freundschaft allem anderen den Wind aus den Segeln nehmen.

Olga Zoll

## Die lange Reise einer Minderheit

Wie hätte Katharina II. mit der Veröffentlichung ihres legendären Manifestes auch keinen Erfolg haben können? Freie Religionsausübung, keine Abgaben an die Staatskasse, Selbstverwaltung und die Befreiung vom Zivil- und Militärdienst sind nur einige wenige Privilegien, die deutsche Kolonisten im Gegensatz zu der einheimischen russischen Bevölkerung genießen durften. Die einzige Bedingung dafür war die Migration in das Russische Reich. Kein Wunder, dass sich nach der Veröffentlichung des zaristischen Manifestes, am 22. Juli 1763, im Laufe von ungefähr hundert Jahren insgesamt über hunderttausend deutsche Landwirte und Handwerker, die kostbares Fachwissen mitbrachten, zur Auswanderung in die unbekannte Ferne entschlossen. Die Zarin versprach ihnen schließlich viele Vorteile, die den Auswanderern in Deutschland mit Sicherheit verwehrt geblieben wären. Von der Vorstellung eines neuen Lebens gebannt und überwältigt von den versprochenen Privilegien, verloren sie wahrscheinlich nur wenige Gedanken an die bevorstehende Zeit in der Ferne. Wie soll man auch an die Opfer denken, die ein solcher Auszug fordert, wenn er den Weg in ein besseres Leben, den Ausweg aus der Hilflosigkeit zu ebnen scheint? Selbst dann, wenn es sich bei einem dieser Opfer um etwas so Entscheidendes wie den Verlust der eigenen Heimat handelt, die so elementar ist, dass ihre Selbstverständlichkeit ihre Bedeutsamkeit vergessen lässt.

Jene, die auszogen, taten es – wahrscheinlich unbewusst, doch sie taten es: Sie nahmen ihre Heimat mit auf die lange Reise in ihr über 3000 km entferntes neues Zuhause und errichteten ein kleines Deutschland inmitten des Russischen Reichs, um ihre Heimat auch in der Fremde bei sich zu haben. Sie bauten deutsche Schulen, gründeten katholische, protestantische oder mennonitische Religionsgemeinschaften und errichteten Kirchen. Sie ließen ihre deutschen Traditionen aufleben, feierten deutsche Feste und sprachen weiterhin deutsch; sie gestalteten, soweit es ihnen nur möglich war, alles um sich herum, wie sie es aus Deutschland kannten, und isolierten sich dadurch nahezu vollständig von der einheimischen russischen Bevölkerung.

Den Grundstein für das Leben der deutschen Kolonisten in Parallelgesellschaften legte aber die Einwanderungspolitik von Katharina der Großen: Ihr Manifest sah keinerlei integrationsfördernde Maßnahmen vor, und auch ihre Nachfolger sahen darin keine Notwendigkeit. Einzig und allein wirtschaftliche Vorteile versprachen sie sich von den deutschen Kolonisten. Das Russische Reich sollte wachsen, sich entwickeln, expandieren, und dafür brauchte man Arbeitskräfte, die zu integrieren keineswegs profitabel und daher vollkommen überflüssig war. So entstand eine Schere zwischen den deutschen Siedlern und der russischen Bevölkerung, die sich immer weiter öffnete. Eine Schere, die Fremdenhass mit sich brachte und ein Aufeinanderzugehen, einen kulturellen, sozialen und gesellschaftlichen Austausch beider Ethnien schlicht unmöglich machte. Dadurch bedingt, beschränkten die deutschen Kolonisten den Kontakt zu ihren russischen Nachbarn auf das Nötigste: den Warenhandel.

Die schrittweise Aufhebung aller Privilegien der deutschen Kolonisten durch Zar Alexander II., beginnend im Jahr 1860, setzte die deutsche Minderheit einer Krise aus. Nach jahrzehntelangem Selbstverwalten ihrer Dörfer schien es ihnen undenkbar, nun in jeglicher Hinsicht der russischen Regierung zu unterstehen. Doch sie hatten keine andere Wahl, sie mussten sich fügen, denn seitens des Russischen Reichs standen Russifizierungsmaßnahmen auf der Tagesordnung. Der Deutschunterricht wurde aus dem Lehrplan verbannt – alles, was an das Russische Reich als Vielvölkerstaat erinnerte, wurde verboten, unter Strafe gestellt und damit zumindest augenscheinlich eliminiert. Alle Minderheiten mussten von nun an russisch sprechen, denn es wurde von heute auf morgen zur Amtssprache ernannt. Von heute auf morgen mussten sie russisch sein, man wollte sie von oben herab zu treuen Bürgern des Russischen Reichs erziehen, damit sie im Falle eines Krieges auf keiner anderen als der Seite des Zaren standen.

Erst Jahre später konnte die deutsche Minderheit kurz aufatmen: Die Nachwirkungen der Oktoberrevolution und die Gründung der Sowjetunion bewirkten zwar ein Aufleben des Deutschen. Deutsch wurde wieder gesprochen, sowohl in den Schulen als auch im öffentlichen Leben und sogar bei Gericht. Es gab jedoch nicht genug Zeit und Möglichkeit, sich diesen Reformen zu widmen und sie zu kultivieren, denn bereits mit Beginn der 1930er-Jahre, der Ära des Stalinismus, mussten die Russlanddeutschen wieder ihre Sachen packen und diesmal unfreiwillig und menschenunwürdig in den tiefsten Osten, nach Sibirien und in die zentralasiatische Steppe, wandern. Möglichst groß sollte die Distanz zwischen ihnen und Deutschland sein, um die Chance einer



Verbrüderung möglichst klein zu halten. Wandern mussten sie im wahrsten Sinne des Wortes, denn die Deportationen erfolgten nicht selten etappenweise zu Fuß, bisweilen auch in Viehwaggons. An ihrem neuen Bestimmungsort übermannte sie ein Déjà-vu: Ausgesetzt in der Wildnis waren sie nur auf sich gestellt, ähnlich wie ihre Vorfahren vor etwa 150 Jahren. Zum zweiten Mal in ihrer so kurzen Geschichte mussten sie sich ein neues Leben aufbauen, und sie taten es ihren Vorfahren gleich: Sie errichteten durch und durch deutsche Dörfer und schlugen auch in der neuen Fremde das Zelt ihrer Heimat auf – entgegen der Intention der sowjetischen Regierung und auch der des Kommunismus.

Auf die Russifizierungs- folgten Sowjetisierungsmaßnahmen: In der gesamten Sowjetunion sollte russisch gesprochen werden, die Religionsausübung stand unter Strafe und auch Privateigentum wurde nicht geduldet, denn jeder sollte Gleiches besitzen, jeder sollte gleich sein – man wollte ein gleichgesinntes, homogenes Volk schaffen. Nicht die Integration der Minderheiten, sondern ihre kulturelle Assimilation war geplant. Doch durch den Druck der Regierung, durch die ständigen Forderungen, gelang es den Menschen selten, sich in ihrem neuen Wohnort selbst zu finden. Stattdessen hielten sie an der Heimat ihrer Vorfahren fest und gaben sie auch an die nächste Generation weiter – so wertvoll und kostbar war sie und so elementar, dass es ihnen unmöglich schien, sie durch eine andere zu ersetzen.

Erst im Laufe der nächsten Jahre und Jahrzehnte fand eine bedeutende Veränderung statt, eine Wandlung großen Ausmaßes: Die beiden nächsten Generationen begannen sich zu integrieren. Egal, wie hartnäckig ihre Eltern und Großeltern auch versuchten, ihren Kindern und Enkeln deutsches

Kulturgut zu vermitteln, es gelang ihnen zumeist nur mühsam. Die meisten zog es aus den Dörfern in die Städte, in denen unter allen Ethnien Russisch die Verkehrssprache war, in denen es nicht wichtig war, wer welche Wurzeln hatte. Darüber wurde nur in den seltensten Fällen gesprochen. So wurde die Sowjetunion zum neuen Zuhause der dort geborenen Russlanddeutschen.

Doch die Verbundenheit mit ihrer Heimat verloren sie trotzdem nicht und wagten einen beachtlichen Schritt: Sie wanderten zurück in das Land, aus dem ihre Vorfahren einmal emigriert sind. Das Gesetz zur Regelung des Aufnahmeverfahrens für Aussiedler, das am 1. Juli 1990 verabschiedet wurde, machte es ihnen möglich. Erst durch Debatten rund um das Thema „Rückwanderung“, die dieses Gesetz lostrat, wurde den meisten Russlanddeutschen bewusst, welch hohen Stellenwert das Herkunftsland ihrer Vorfahren auch für sie selbst hatte. Sie sahen in ihrer Migration eine Rückkehr in die Heimat ihrer Vorfahren, die doch auch die ihre sein musste. Dabei bedachten sie nicht, dass das Deutschland ihrer Vorfahren in keiner Weise dem heutigen entspricht. Sie bedachten nicht, dass weder Traditionen noch Sprache starr sind, dass die Kultur eines Landes, eines Volkes von ständigem Wandel begleitet wird. In Deutschland angekommen, merkten sie erst, dass diese Heimat, die sie über die vielen Jahre in der Fremde konserviert hatten, weil sie das Einzige war, worüber sie sich in den ihnen unbekanntem Ländern identifizieren konnten, ein einziges Konstrukt war. Ein Konstrukt ihrer Nostalgie, ein Konstrukt, das ihnen half zu überleben. Aber es hatte nahezu nichts mit dem heutigen Deutschland gemein. Nicht selten wurden sie ihres Dialekts wegen und weil sie nicht deutsch kultiviert und sozialisiert waren diskriminiert und als Russen

abgestempelt oder gar beschimpft. Die Heimat, an die sich ihre Vorfahren so viele Jahre geklammert, die sie von Generation zu Generation immer weiter und weiter gereicht hatten, die sie trotz aller Migrationen hegten und pflegten, so gut sie nur konnten, und die sie miteinander verband, war heute nicht mehr da. Hinzu kam, dass sie für die einheimischen Deutschen keine Deutsche waren. Sie waren Russlanddeutsche. Das eine hat mit dem anderen aber fast nichts mehr zu tun. Das sorgte zuerst für Verwirrung, führte dann zur Frustration und in nicht seltenen Fällen auch zur Depression.

Erst für die Kinder der russlanddeutschen Einwanderer wendete sich das Blatt: Häufiger als ihre Eltern beherrschen sie die deutsche Sprache fließend, haben eine gute Schul- und Berufsbildung und nur selten Schwierigkeiten, soziale Netzwerke zu knüpfen. Das verwundert nicht, denn schließlich sind sie in Deutschland sozialisiert. Aber der eigentliche Grund dafür, dass es keinerlei Berührungspunkte zwischen ihnen und ihren Vorfahren gibt, die einst genau wie sie ihren Wohnort verließen, liegt darin, dass die deutsche Einwanderungspolitik eine andere ist als die von Katharina der Großen. Es lief zwar auch in den 1990er-Jahren nicht alles glatt: Woher soll man aber auch wissen, wie man sich in einer vollkommen neuen Situation richtig verhält?

Die Geschichte der Russlanddeutschen ist wahrscheinlich so einzigartig wie ihr Heimatbezug. Das Band, das sie über die vielen Jahre zusammenhielt und bis heute noch zusammenhält, ist zwar nicht ihre einzige, aber ihre wichtigste Gemeinsamkeit. All die Jahre hindurch waren sie auf ihre Heimat angewiesen – die Umstände ließen sie Heimat brauchen: Sie suchten Halt, den ihnen nur etwas so Grundlegendes wie ihre Heimat geben konnte.

Der Bezug zur Heimat ist für die jüngste Generation in den meisten Fällen ein vollkommen anderer. In einem Land, in einer Welt, die sehr viel Wert auf interkulturelle Kompetenzen legt, wird man dazu ausgebildet, sich nicht bloß an einem Ort, in einem Land heimisch zu fühlen. Schließlich ist man dort heimisch, wo man sich verstanden fühlt, wo man weiß, dass man ebenbürtig ist, dass man als Mensch geachtet und geschätzt wird. Eben dort, wo man sich aus vollstem Herzen zu Hause fühlt. Und begrenzt ist die Anzahl dieser Orte nicht.

Artyom Yaykov

## Heimat kann man nicht kaufen

Ich glaube, jeder Mensch hat eine Heimat. Trotzdem ist für jeden Heimat etwas Spezielles. Das kann ein bestimmter Ort sein, zum Beispiel das Elternhaus, oder sogar die Eltern selbst. Die Frage nach der Heimat zu beantworten wird mir nicht leicht fallen. Und genau das verbindet mich mit Russlanddeutschen. Unsere Geschichte ist in gewisser Weise ähnlich: Ich wurde auch ganz weit weg von der Heimat meiner Vorfahren geboren und erlebe dieselben Gefühle der Verzweiflung, des Heimwehs und des Heimatverlustes.

Mein Schullehrer hat einmal unsere Klasse gefragt: „Was ist für euch Heimat?“ Es gab verschiedene Antworten: „Heimat ist kein Territorium, eher ein Gefühl“, sagte einer. „Vielleicht das Haus oder die Stadt, in der ich lebe, weil hier meine Freunde sind“, meinte ein anderer. Der Lehrer hörte uns aufmerksam zu, und am Ende sagte er: „Für mich ist Usbekistan meine Heimat.“ Er meinte, dass wir sehr viel gesagt hätten, aber das Wesentliche habe er von uns dennoch nicht gehört. Damals hatten wir das Gefühl, dass er recht hat, weil wir alle im Geiste des Patriotismus erzogen worden waren. Seither sind viele Jahre vergangen, und ich habe viel über diese Frage nachgedacht.

Warum fällt es mir so schwer zu entscheiden, wo meine Heimat ist? Wie haben es unsere Großeltern und Eltern gemacht? Wir sind eine andere Generation, wir haben andere Werte und denken anders. Wir interessieren uns mehr

für andere Kulturen und kennen die eigene am wenigsten. Heimat hat viel mit Sicherheit zu tun, mit dem Gefühl, zusammenzugehören. Die Anonymität der Städte, die Hektik, der wachsende Egoismus lassen für Gemeinschaft nicht viel Platz. Wir denken nur an uns selbst, das tötet das Gefühl, mit anderen eins zu sein, das tötet den Sinn von Heimat. Ohne die Verbundenheit mit Land und Leuten kann aber kein Heimatgefühl entstehen. Deshalb ist für uns heute die Wohnung oder der engste Kreis von Freunden und Verwandten zur Heimat geworden. Was für unsere Eltern noch unvorstellbar war, ist für uns Realität: Heimat ist verschiebbar, weil wir Kindheits-erlebnisse nicht mehr an Orte, sondern vielmehr an Menschen knüpfen. Wir können Heimat quasi in den Umzugskarton packen und am neuen Wohnort herausholen – egal, wo der nun sein mag: in Berlin, Moskau oder Taschkent.

Ich bin Russe, aber ich bin in Usbekistan geboren und aufgewachsen. Mein ganzes Leben habe ich allerdings der deutschen Sprache und Kultur gewidmet. Meine Familie lebt seit vier Generationen in Usbekistan. Trotzdem haben wir unsere russische Identität bewahrt. Meine Eltern wussten immer, dass ihre Heimat Russland ist, vielleicht wegen der Sowjet-Zeiten. Es misslang ihnen, sich in die usbekische Gesellschaft zu integrieren. Ich hingegen habe es geschafft: Usbekistan wurde für mich zur Heimat. Ich beherrsche die usbekische Sprache genauso gut wie meine Muttersprache, meine Kindheit habe ich hier verbracht, meine besten Freunde sind hier. Was braucht der Mensch mehr, um sich heimisch zu fühlen? So dachte ich bis zum vergangenen Sommer.

In diesem Sommer musste ich nach Russland fahren, um zu arbeiten. Nur so konnte ich meine Studiengebühr bezahlen. Die Heimat meiner Eltern wurde in drei Monaten auch

meine Heimat. Alles berührte mein Herz, ich fühlte mich wie zu Hause. Es war so, als hätte ich mein bisheriges Leben im Ausland verbracht und wäre jetzt endlich nach Hause zurückgekehrt. Das war ein verdammt gutes Gefühl! Ich habe meine Verwandten getroffen, über die ich noch gar nichts wusste. Ich nahm Russland wie meine Heimat wahr.

Eines machte mich traurig: Obwohl ich mich wohlfühlte, vermisste ich gleichzeitig Usbekistan, die asiatische Kultur, meine Freunde. Es fehlte etwas, was richtig schwer zu beschreiben ist. In unserer Gruppe an der Universität war ich der Einzige, der in Usbekistan bleiben und sich dort weiterentwickeln wollte, weil ich Usbekistan immer geliebt habe. Zurück aus Russland, wieder zu Hause in Taschkent, spüre ich nun, dass meine Heimat Russland ist. Dort ist mein Zuhause, dort wird sich mein Schicksal vollenden. Ich will in Russland mein Studium beenden, den Militärdienst absolvieren, heiraten, arbeiten, leben und sterben. Meine Gefühle haben mir gezeigt, wo meine Heimat ist.

Ich weiß, dass es in der Welt viele andere Orte gibt, die viel reicher, schöner und besser sind als Russland. Aber es gibt nichts Besseres als Heimat – und zu wissen, wo sie genau ist. Als ich in Russland war, habe ich meinem Freund in einem Brief Folgendes geschrieben: „Ich habe in der letzten Zeit angefangen, viel über das Leben und die Werte nachzudenken. Ich frage mich oft: Wo ist mein Heimat? In Russland ist meine Seele ruhiger, ich fühle mich nicht mehr wie ein Waisenknabe, aber manchmal macht sich der Osten in meiner Seele bemerkbar.“

Die beiden Länder bedeuten mir sehr viel, und beide sind für mich Heimat. Denn in beiden Ländern fühle ich mich gut und habe mich gefunden. In beiden Ländern wurde meine

Persönlichkeit voll und ganz akzeptiert. Ich bin sowohl in Usbekistan als auch in Russland integriert. Warum bin ich so sicher? Um darauf zu antworten, bringe ich den Begriff „Integration“ ins Spiel.

Integration ist ein breiter Begriff, aber wenn es um menschliche Integration geht, bezieht sich der Begriff auf einen Prozess, in dem sich Menschen, die nach bestimmten Merkmalen verschieden sind, vereinigen und eine „allgemeine Sprache“ finden, um sich miteinander gut vertragen zu können. Integration bedeutet, dass eine kleinere Gruppe versucht, mit einer anderen, meist größeren Gruppe eins zu werden. Zum Beispiel: Sie lernt die Sprache der Mehrheit, sie eignet sich ihre Kultur und Bräuche an. Sie versucht, so zu sein wie die Mehrheit.

Den Begriff „Integration“ habe ich zum ersten Mal in Leipzig gehört. Wir haben dort ein Zentrum für die Integration von Ausländern besucht – mit dem Ziel, die Mitarbeiter zu interviewen, um deren Arbeit besser kennenzulernen. Zum Schluss haben sie erfahren, dass ich Russe bin, und stellten mir sofort die Frage: „Warum fällt es Russlanddeutschen so schwer, sich in die deutsche Gesellschaft zu integrieren? Was könnte man machen, um es ihnen zu erleichtern?“ Sie erzählten mir dann von einem Dörfchen in Kasachstan, dessen Bewohner, Russlanddeutsche, nach Deutschland umgesiedelt waren. Heute leben sie zwar in einer Stadt, aber verhalten sich wie Menschen vom Dorf. Sie besuchen sich gegenseitig, unterhalten sich auf Russisch, beschäftigen sich mit dem, was sie schon in Kasachstan interessiert hatte – sie können sich an die neue Lebensweise in Deutschland nicht gewöhnen.

Ein Problem mit der Integration haben beide Seiten: sowohl die Gesellschaft des Zuwanderungslandes als auch die



Zugewanderten selbst. Häufig mögen die Bürger reicher Länder Migranten nicht. Sie glauben, dass wegen der Migranten Arbeitslosigkeit und Kriminalität zunehmen. Auf der anderen Seite leisten die Migranten gute Dienste und tragen dadurch erheblich zur Entwicklung des Landes bei. Dabei darf man nicht außer Acht lassen, dass den Ausländern das neue Leben in einem fremden Land auch nicht immer leichtfällt. Das zeigt das Beispiel der Russlanddeutschen. Integration ist ein langsamer Prozess, der von beiden Seiten Geduld erfordert. Es ist sehr schwer, sein Leben von einem Tag auf den anderen zu verändern, wenn man sein bisheriges Leben anderswo und anders verbracht hat. Ich bin überzeugt, dass die Kinder von Russlanddeutschen „mehr deutsch“ sein werden als ihre Eltern. Ich weiß, dass es seltsam klingt, aber es ist so.

Einerseits könnten sich die heimgekehrten Russlanddeutschen mehr Mühe geben, sich in die deutsche Gesellschaft zu integrieren. Andererseits sind sie doch in ihre alte Heimat zurückgekehrt und sollten sich wie zu Hause fühlen. Aber die deutsche Gesellschaft ist gegenüber den Russlanddeutschen recht streng: Sie sind nicht nur Deutsche, sondern auch Russen, von denen es heißt, dass sie oft unpünktlich sind, nicht akkurat oder verantwortungsvoll genug arbeiten. Zudem gibt es das Vorurteil, dass alle Russen zu viel Alkohol trinken. Kurzum: Die Deutschen haben es mit der Heimkehr ihrer „Schwestern und Brüder“ nicht leicht. Die Russlanddeutschen waren und sind auch heute noch verwirrt, denn sie haben zwei „Heimaten“. Und wo die richtige Heimat ist, das muss jeder selbst entscheiden. Ich habe Russlanddeutschen hier und dort diese Frage gestellt und festgestellt, dass jeder – auch generationenbedingt – eine andere Antwort gibt. Viele lieben Usbekistan, trotzdem sagen sie, dass ihr Herz Deutschland gehört.

Russlanddeutsche gehen nach Deutschland, weil sie auf der Suche nach einem besseren Leben sind. Vor allem Ende der 1990er-Jahre, nach dem Zerfall der UdSSR, sind viele ausgewandert. Deutschland bot ihnen die Möglichkeit eines Neuanfangs. Doch dieses neue Leben war nicht leicht. Das haben viele Lieder, Bücher, Filme, Theaterstücke, die das Leben und die Integrationsprobleme der Russlanddeutschen behandeln, aufgezeigt.

Als ich in Deutschland war, habe ich Angehörige einer russlanddeutschen Familie kennengelernt, die seit mehr als 40 Jahren in Deutschland leben. Sie sprachen akzentfrei, sie sahen wie Deutsche aus, sie verhielten sich wie Deutsche – und trotzdem sagten sie mir, sie seien Russlanddeutsche. Sie meinten, dass ihre Umgebung merken würde, dass sie aus Russland kämen. Mir haben diese Leute leidgetan: Sie haben infolge ihrer Geschichte so viel erleben müssen. Trotzdem haben die Russlanddeutschen, die heute in Deutschland sind, ihre Heimat wiedergefunden, auch wenn dies mit Schwierigkeiten verbunden war.

Schon seit sechs Jahren besuche ich das deutsche Kulturzentrum „Wiedergeburt“ und bin zu einem Teil der russlanddeutschen Diaspora geworden. Ich habe die Kultur, die Geschichte, ja sogar die Küche der Russlanddeutschen schätzen gelernt, und ich habe viele Freunde unter ihnen gewonnen. Manchmal beneide ich sie, weil sie Deutsche sind und von ihrem Vaterland unterstützt werden. Auch haben sie die Möglichkeit, dorthin zurückzukehren und eine gute Ausbildung zu machen. Jedes Mal, wenn es um Deutschland geht, weint die ältere Generation der Russlanddeutschen; die alten Menschen sagen immer wieder das Gleiche: „Es wäre fantastisch, noch einmal unser Heimatland zu besuchen, deutsche Erde anzu-

fassen, deutsches Wasser zu trinken, den deutschen Himmel zu sehen, deutsche Luft einzuatmen.“ Und wenn die Jugendlichen sie verständnislos anblicken, antworten sie lächelnd: „Daheim ist der Himmel blauer, und grüner sind die Bäume.“

Es ist sehr spannend, den Dialog zwischen drei Generationen zu beobachten. Für die Angehörigen der Großeltern- generation, die die Trudarmee<sup>1</sup> überlebt hat, ist Deutschland eine „heilige“ Heimat, die sie gerne noch einmal besuchen würden. Aber leben und sterben wollen sie hier in Usbekistan. Sie schätzen ihre Kultur und die deutsche Identität. Sie sind davon überzeugt, dass sie der jungen Generation ihre Gefühle für Deutschland vermitteln und weitergeben müssen – wie die Olympische Fackel von einem Läufer zum nächsten übergeht. Das halten sie für ihre Pflicht, ihre Tradition.

Die Elterngeneration ist eher neutral. Sie steht voll im Arbeitsleben, und es ist daher schwer herauszufinden, was für sie Heimat bedeutet. Man merkt zwar, dass die Großeltern- generation ihr die Liebe zu Deutschland vermittelt hat. Aber sie lebt im Hier und Jetzt, und es sieht so aus, als sei sie mit allem zufrieden. Die Elterngeneration hat nach meiner Einschätzung zwei Heimaten. Sie sorgt sich aber gleichzeitig darum, dass ihre Kinder auf keinen Fall die deutschen Wurzeln verlieren – und sie hat einen Traum: Sie hofft, dass ihre Kinder irgendwann in Deutschland leben und sich später um sie kümmern werden.

1 Ab dem 10. Januar 1942 wurden alle russlanddeutschen Männer im Alter von 17 bis 50 Jahre in sogenannte Arbeitsarmeen (Trudarmee) zusammengefasst, nur wenige Monate später wurde diese Altersbegrenzung auf 15 bis 55 Jahre erweitert und die Frauen im Alter von 16 bis 45 Jahren (soweit sie keine Kinder unter drei Jahren hatten) wurden ebenfalls für die Arbeitsarmeen mobilisiert.

Die Jugendgeneration ist heterogen: Es gibt Jugendliche, die nichts mit Deutschland zu tun haben wollen, dann wiederum andere, die sehr stolz sind, Deutsche zu sein. Jeder will irgendwie auf seine Art ein nützliches Mitglied der Gesellschaft sein. Ich kenne viele Russlanddeutsche meines Alters: Für sie ist Deutschland etwas Eigenes. Unsere Generation hat keine stereotypen Vorstellungen, die sich mit denen unserer Eltern vergleichen ließen.

Die Russlanddeutschen sind nicht ohne Grund stolz auf die Geschichte ihrer Vorfahren. Diese waren im Russischen Imperium sehr einflussreich und gehörten zu den klügsten Köpfen ihrer Zeit. Sie waren Ärzte, Lehrer, Ingenieure, Konstrukteure, Gelehrte, Staatsbeamte usw. Ihr Einsatz für die Entwicklung Russlands und vieler anderer asiatischer Länder kann nicht hoch genug geschätzt werden.

Es ist schwer zu beschreiben, was für mich Heimat bedeutet. Für viele ist es der Ort, wo man sein Geld verdient. Für mich ist Heimat mehr als ein bestimmter Ort oder ein bestimmtes Land. Es ist eher ein Gefühl, das sich in jedem Menschen bemerkbar macht. Jeder muss im Leben sein Zuhause finden. Das kann ein Ort sein, aber es können auch Familienangehörige und Freunde sein. Menschen, die immer auf dich warten, eine Umgebung, zu der du immer Lust hast zurückzukehren, das ist die Heimat.

Die Frage nach der Heimat muss wohl jeder Mensch für sich beantworten. Wir können fast alles haben, was man kaufen kann. Nur Heimat nicht.

Natalie Ziegler

## Grenzenlose Heimat

Schaute man sich meine Biografie an, wäre ich wohl eines der Beispiele für eine sogenannte gelungene Integration. Meine Integration ist dermaßen gut gelungen, dass Deutsche mich als ihresgleichen und Ausländer mich für eine hier geborene Deutsche halten. Doch Letzteres ist nicht der Fall. Geboren wurde ich in der damaligen Sowjetunion beziehungsweise dem heutigen Lettland. Meine ersten sechs Lebensjahre wuchs ich jedoch in Almaty auf, der damaligen Hauptstadt Kasachstans. Erzogen wurde ich ganz in russischer Manier und zwar von meinen Großeltern. In den 1980er-Jahren war es nicht unüblich, dass Frauen noch während ihres Studiums schwanger wurden und daraufhin heirateten oder, und das seltener, heirateten und dann schwanger wurden. Letzteres traf auf meine Mutter zu, selbst wenn das Eheleben für sie nur von kurzer Dauer sein sollte. Und so übernahmen meine Großeltern für die Zeit ihres Studiums stellvertretend die Kindererziehung.

Da meine Großeltern ebenfalls beide berufstätig waren, kümmerte sich tagsüber eine Nanny um mich. Falls diese nicht konnte, sprang abwechselnd die Nachbarschaft ein. Ich war daher nicht nur das Kind meiner alleinerziehenden Mutter und meiner Großeltern, sondern zugleich das Kind eines ganzen Viertels. Und somit hatte ich auch zu meinen Freunden eher ein geschwisterliches Verhältnis. Eine „behütetere“ Art aufzuwachsen kann ich mir nicht vorstellen. Wir Kinder

verbrachten unsere Freizeit bis zum Einbruch der Dunkelheit unbeschwert und unbekümmert auf den Straßen vor unseren Familienhäusern. Zum Abend hin standen unsere Eltern an den Fenstern, nach uns rufend: „Дети быстро домой ужинать.“ („Kinder, schnell nach Hause zum Abendessen!“)

Bevor wir nach Deutschland zogen, feierten wir drei Tage und Nächte lang ein großes Abschiedsfest mit der gesamten Nachbarschaft. Die Frauen kochten das Abschiedsessen mit der berühmten russischen Hingabe – einem Übermaß davon. Die Männer tranken Wodka und debattierten über die Zukunft des Landes, und wir Kinder, wir sangen unentwegt russische Popschlager. Unser Lieblingslied war „дельфин и русалка“ („Delfin und Meerjungfrau“) von Natascha Karoljowa. Wir tanzten gemeinsam mit den Erwachsenen ausgelassen in die Nacht hinein, bis wir von einer seligen Müdigkeit heimgesucht wurden und unsere Eltern uns ins Bett brachten. Der Abschied war schwer und tränenreich, die Zukunft in Deutschland ungewiss. Doch das Ende der Sowjetunion und die schwerwiegenden politischen Umbrüche bestärkten meine Familie zu dem alles verändernden Schritt, in die Heimat meines Ur-Ur-Ur-Urgroßvaters, nach Deutschland, zurückzukehren.

„Für die Kinder, für die Zukunft der Kinder!“, hieß es später, wenn ich diesen Beschluss hinterfragte. Sie taten es also für mich. Es war demnach ein Geschenk für und an mich. Doch ein so schwerwiegendes Geschenk birgt auch eine Verantwortung, die der Beschenkte zu tragen hat. Daher nahm ich diese Antwort nicht nur als Motivation, sondern auch stets als eine Bürde wahr. Sie drängte mir die Verantwortung auf, immerzu das Beste leisten zu müssen ... für meine Familie, für die Zukunft meiner Familie. Denn nur so konnte

ich ihnen das Gefühl geben, vor über 21 Jahren die richtige Entscheidung getroffen zu haben.

Im Jahr 1992, dem Migrationsjahr meiner Familie, begann meine Verwandlung von einem russischen Mädchen zu ... mir.

Ich trug die typischen russischen Zöpfe, die meine Mutter mir jeden Tag vor der Schule flocht, und Klamotten aus der Altkleidersammlung. In der ersten Zeit lebten wir in einer beinahe möbelleeren Wohnung mit dem engsten Teil der Familie in einer Kreisstadt im Schwabenlände. Die Schulzeit war hart. Ich war eines der wenigen nichtdeutschen Kinder und musste stets zum Förderunterricht vor oder nach dem regulären Unterricht meiner Klasse. Ich hatte wenig Zutrauen in meine sprachlichen Fähigkeiten und lange Zeit das Gefühl, mit den deutschen Kindern nicht mithalten zu können. Ich löste die Mathe-Aufgaben zwar souveräner und schneller als meine Sitznachbarin Christine, doch traute ich mich nie, mich zu melden und meine Ergebnisse vorzutragen.

Meine Großeltern konnten mich bei den Schulaufgaben nicht unterstützen, hatten sie doch selbst bis dahin kaum Sprachkenntnisse erworben. Und meine Lehrer kümmerte das Mädchen aus Kasachstan recht wenig. Sie zogen ihren Unterricht so durch, wie sie ihn für ihre deutsche Klasse konzipiert hatten. Aus der heutigen Perspektive kann ich sagen, dass meine Bildungsbiografie unter den damaligen Umständen ihren Höhepunkt sehr wahrscheinlich in Form eines Realabschlusses erreicht hätte. Nicht weil es mir an Intelligenz oder Aufnahmebereitschaft mangelte, sondern weil es kein schulisches Umfeld gab, in dem ich Vertrauen in meine Fähigkeiten hätte entwickeln können. Doch ich hatte Glück und durfte einige Jahre nach meiner Einschulung ein

anderes Deutschland kennenlernen. Mit zehn Jahren zog ich zu meiner Mutter nach Frankfurt, die in der Mainmetropole Deutschunterricht und eine Ausbildung zur Steuerfachangestellten angeboten bekommen hatte.

Das „Gallus“, ein Stadtviertel mit einer hohen Migrationsrate und einem ebenso hohen Anteil an Sozialwohnungen, wurde mein neues Zuhause. Retrospektiv war diese Gegend, dieses soziale Milieu der fruchtbare Boden, den ich brauchte, um über mich selbst hinauszuwachsen. In meiner neuen Klasse saß keine Christine neben mir, sondern eine Özlem. Ich war nicht mehr eine der wenigen Nichtdeutschen in der Klasse, sondern gehörte zu diesem ethnischen Gemisch genauso elementar und gleichberechtigt dazu wie alle anderen der Klasse. Ich vermute, dass lediglich fünf der 25 Schüler meiner Klasse Deutsche waren. In diesem bunten Umfeld gedieh ich prächtig. Innerhalb eines Jahres mutierte ich von einer mittelmäßigen Schülerin zu der Klassenbesten. Meine Rolle wandelte sich gravierend. Ich musste nicht mehr um Hilfe bitten, sondern unterstützte meine Mitschüler bei ihren Hausaufgaben. In diesem einen, meinem letzten Grundschuljahr gewann ich so stark an Selbstbewusstsein, dass ich meine Migrationsidentität, die ich die Jahre zuvor als defizitär erlebte, ablegen konnte. Danach nahm ich alles mit, was mir das deutsche Bildungssystem zu bieten hatte. Ich machte mein Abitur, fing zu studieren an und ergatterte ein Stipendium. Mittlerweile bin ich in den letzten Zügen meines Deutsch- und Politikstudiums, das mich dazu berechtigen wird, als Lehrerin an Gymnasien zu unterrichten.

Der Schmelztiegel Frankfurt führte mich zu meinen Stärken und wurde somit zu meiner Heimat. Eine Özlem wie eine Luba, ein Hakim wie ein Boris, sie alle sind Teil meiner



Identität, sie alle bilden ein Stück Heimat für mich. Denn wie ich waren auch sie Fremde in Deutschland, und wie ich prägen sie nun das neue Bild von Deutschland, schlagen Wurzeln, nehmen Traditionen auf und modifizieren sie. Diese Generation ist geprägt durch geistige Offenheit und gegenseitige Toleranz. Daraus speist sich ein neues Bild von Heimat. Und ich bin mir sicher, dass meine Heimatvorstellung diejenige von vielen in Deutschland lebenden jungen Menschen ist: Heimat ist für mich nicht mehr gleichzusetzen mit einer Nation, einem Staat oder einem Stück Land. Nationale Grenzen sind bedeutungslos für mich. Heimat ist für mich dort, wo viele unterschiedliche Ethnien zusammenkommen und sich trotzdem als eine Gemeinschaft wahrnehmen. Und ich wage es zu sagen: Vielleicht ist das die schönste und die unserer Zeit entsprechende Form von Heimat.

## Die Autorinnen und Autoren

NATALJA ALTHAUSER, geb. 1991 in Heidelberg (Deutschland), Studium der Slavistik und Philosophie an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg (Deutschland).

CHRISTIAN BOBSIEN, geb. 1987 in Rostock (Deutschland), Japanstudien und Studium der Sozial- und Kulturanthropologie an der Freien Universität Berlin, seit 2010 Kommunikationsdesign an der Fachhochschule Potsdam (Deutschland).

ALEXANDER DAVYDOV, geb. 1988 in Leningrad (Russland), Studium der Filmwissenschaft und Literatur an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz (Deutschland).

MARGRET DICK, geb. 1989 in Georgijewka, Dschambul (Kasachstan), Studium der Sozialen Arbeit an der Universität Siegen (Deutschland).

LÜ FOLLWARCZNY, geb. 1989 in Pforzheim (Deutschland), Studium der Pädagogik am KIT – Karlsruhe Institut für Technologie (Deutschland).

ELENA FRANZ, geb. 1984 in Gubacha (Russland), Bachelorstudium der Medien- und Kommunikationswissenschaft an der Universität Hamburg (Deutschland), Masterstudium Übersetzen an der Universität Wien (Österreich).

ANNA GERMAN, geb. 1992 in Tscheljabinsk (Russland), Studium der Linguistik und Übersetzungswissenschaft an der Staatlichen Universität Tscheljabinsk (Russland).

SIMON GOEBEL, geb. 1984 in Sulz am Neckar (Deutschland), Promotionsstudium der Europäischen Ethnologie an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt (Deutschland).

YULIYA GRECHUKHINA, geb. 1989 in Sewastopol/Krim (Ukraine), Studium der Soziologie an der Universität Duisburg-Essen und der Psychologie an der FernUniversität Hagen (Deutschland).

ALEXANDER HECHT-GLASKOV, geb. 1985 in Slavgorod/Altai (Russland), Studium der Sprache und Gestalt an der Muthe-sius Kunsthochschule Kiel (Deutschland); mit dem hier veröffentlichten Essay gewann er den 3. Preis im Rahmen des Essaywettbewerbs „Wie viel Heimat braucht der Mensch? Auf der Suche nach einer Identität zwischen Russland und Deutschland“.

KRISTINA HOLZAPFEL, geb. 1983 in Essen (Deutschland), Studium der Geschichte und Slavistik an der Ruhr-Universität Bochum, Master of European Studies an der Europa-Universität Viadrina, Frankfurt/Oder (Deutschland).

MATTHIAS VAN DEN HÖFEL, geb. 1987 in Bochum (Deutschland), Studium der Philosophie und Religionswissenschaft an der Ruhr-Universität Bochum (Deutschland).

NORA ISTERHELD, geb. 1985 in Dresden (Deutschland), Studium der Germanistik, Literaturvermittlung und Russistik an der Otto-Friedrich-Universität Bamberg (Deutschland); mit dem hier veröffentlichten Essay gewann sie den 2. Preis im Rahmen des Essaywettbewerbs „Wie viel Heimat braucht der Mensch? Auf der Suche nach einer Identität zwischen Russland und Deutschland“.

MAGDALENA KERSTING, geb. 1989 in Fulda (Deutschland), Mathematikstudium an der Georg-August-Universität Göttingen (Deutschland).

ANATOLIY KOGAY, geb. 1991 in Yangiabad/Gebiet Taschkent (Usbekistan), Studium der deutschen Philologie an der Welt-sprachen-Universität Taschkent (Usbekistan).

SOFIA KOSYAKOVA, geb. 1990 in Omsk (Russland), Studium der Allgemeinen und Vergleichenden Literaturwissenschaft und Geschichte an der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main (Deutschland).

KRISTINA KROMM, geb. 1987 in Tscherepnovka (Russland), Bachelorstudium der Anglistik, Masterstudium Slavische Studien an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg (Deutschland).

NATALIA LAKMAN, geb. 1986 in Pawlodar (Kasachstan), Studium der Geschichte, des Russischen, Italienischen und Deutschen an der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg (Deutschland).

KATHARINA MARTIN, geb. 1986 in Petrosawodsk, Karelien (Russland), Studium der Sprach-, Kultur- und Translationswissenschaft im FTSK Germersheim der Johannes Gutenberg-Universität Mainz (Deutschland).

ALBERT MOOR, geb. 1990 in Zentralnij (Kasachstan), Wirtschaftsingenieur-Studium an der Hochschule Karlsruhe – Technik und Wirtschaft (Deutschland).

PETER NEUMANN, geb. 1986 in Ueckermünde (Deutschland), Studium der Politikwissenschaft und der Neueren Geschichte an der Technischen Universität Chemnitz (Deutschland).

ELINA PENNER, geb. 1987 in Kamenka/Orenburg (ehem. UdSSR), Bachelor-Studium der Politikwissenschaft und Amerikanistik an der Universität Regensburg (Deutschland), Master-Studium der Amerikanistik an der University of Virginia (USA) und Humboldt-Universität zu Berlin (Deutschland); mit dem hier veröffentlichten Essay gewann sie den 1. Preis im Rahmen des Essaywettbewerbs „Wie viel Heimat braucht der Mensch? Auf der Suche nach einer Identität zwischen Russland und Deutschland“.

VIKTOR PETER, geb. 1987 in Novostroika (Kasachstan), Studium der Politik- und Rechtswissenschaft an der Philipps-Universität Marburg (Deutschland).

OLGA SCHÖTTLE, geb. 1986 in Georgiewka (Kasachstan), Master of Education Englisch und Geschichte an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz (Deutschland).

DENIS WACHTEL, geb. 1980 in Kizil-Ravat/Stadt Uč Kurgan (Usbekistan), Studium der Slavistik an der Staatlichen Universität Namangan (Usbekistan) sowie der Slavistik und Filmwissenschaft an der Otto-Friedrich-Universität Bamberg (Deutschland).

ARTYOM YAYKOV, geb. 1993 in Margilan (Usbekistan), Studium der deutschen Philologie an der Usbekische Weltsprachen Universität Taschkent (Usbekistan).

ANASTASSIYA ZHAKUPOVA, geb. 1993 in der Stadt Kokschetau (Kasachstan), Studium der englischen und deutschen Sprache an der Kokschetauer Staatlichen Ualichanov-Universität (Kasachstan).

NATALIE ZIEGLER, geb. 1986 in Riga (Lettland), Lehramtsstudium der Fächer Politik und Wirtschaft sowie Deutsch an der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main (Deutschland).

RUTH-MARIA ZIEGLER, geb. 1988 in Fulda (Deutschland), Gärtner-Lehre für biologischen Gemüsebau, Studium der Pädagogik an der Universität Hildesheim (Deutschland).

OLGA ZOLL, geb. 1988 in Petropawlowsk (Kasachstan), Studium der Integrierten Europastudien an der Universität Bremen (Deutschland).

## Die Deutsche Gesellschaft e. V.

Eingetragener Verein zur Förderung politischer, sozialer und kultureller Beziehungen in Europa

Die Deutsche Gesellschaft e. V. ist der erste nach dem Fall der Mauer gegründete gesamtdeutsche Verein. Am 13. Januar 1990 wird sie von Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens aus Ost und West mit dem Ziel gegründet, die Teilung zu überwinden, das Miteinander in Deutschland und Europa zu fördern sowie Vorurteile abzubauen.

Mit über 450 Veranstaltungen jährlich in den Bereichen Politik und Gesellschaft, Kultur und Geschichte sowie EU und Europa gehört sie zu den aktivsten überparteilichen Organisationen in Deutschland. Ihr Engagement wird inzwischen in mehr als 15 Staaten Europas geschätzt.

In Foren, Gesprächskreisen, Seminaren, Konferenzen, auf Studienreisen, bei Austauschprogrammen, Lesungen und Ausstellungen bietet die Deutsche Gesellschaft e. V. interessierten Bürgern die Möglichkeit zum offenen Diskurs über aktuelle gesellschaftspolitische Themen.

Zu den Gründungsmitgliedern zählen Willy Brandt, Lothar de Maizière, Bärbel Bohley, Johannes Rau, Armin Müller-Stahl, Martin Walser, Günter de Bruyn, Sabine Bergmann-Pohl, Heiner Müller u. a. Kuratoriumsmitglieder sind zahlreiche Persönlichkeiten aus Politik, Wirtschaft und Kultur: Angela Merkel, Wolfgang Thierse, Hans-Dietrich Genscher, Arnulf Baring, Veronica Ferres, Jens Reich, Friedrich Schorlemmer, Friede Springer, Richard Schröder, Uwe Tellkamp u. a.

Informationen unter:

Deutsche Gesellschaft e. V.

Voßstraße 22, 10117 Berlin

Tel.: +49 (0)30 88 412-141, Fax: +49 (0)30 88 412-223

E-Mail: [dg@deutsche-gesellschaft-ev.de](mailto:dg@deutsche-gesellschaft-ev.de)

Internet: [www.deutsche-gesellschaft-ev.de](http://www.deutsche-gesellschaft-ev.de)

